

# Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition  
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 9  
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 52

São Paulo, 14. Juni 1913

IX. Jahrg.

## Kaffeeernte und Kaffeekonsum

Unsere Leser werden sich des lebhaften Eindrucks erinnern, den im Januar auf den Kaffeemärkten Mitteilungen machten, die von der Firma Gustav Trinks & Co. in Santos veröffentlicht wurden. Die Firma hatte durch einen landwirtschaftlichen Sachverständigen die Kaffeedistrikte des Staates São Paulo bereisen lassen und gaben dessen Schätzungen bekannt, die auf eine Santos-Ernte von 13 Millionen Sack hinausliefen. Vielleicht größer noch war aber der Eindruck, den eine andere Schätzung desselben Sachverständigen hervorrief, daß nämlich die Neupflanzungen im Staate während der letzten Jahre 346 Millionen Bäume betragen, die bis zur Ernte 1918—1919 nach und nach in die Produktion eintreten würden.

Die Staatsregierung sandte damals sofort an ihren Kommissar in Paris, Dr. Firmiano Pinto, ein Dementi folgenden Inhalts: „Die Nachricht vom Vorhandensein von 300 Millionen neugepflanzten Kaffeebäumen im Staate São Paulo ist unrichtig. Die Neupflanzungen betragen höchstens 30 Millionen. Dafür sind aber 100 Millionen alter Bäume im Absterben begriffen. Der Staat ist im Begriff, eine neue Statistik aufzunehmen. Aus derselben wird hervorgehen, daß in ganz São Paulo nicht mehr als 700 Millionen Kaffeebäume existieren.“

Diese Feststellung kann nur diejenigen überrascht haben, die nur eine sehr oberflächliche Kenntnis der Paulistaner Kaffeepflanzungen besitzen und die vor allem keine Ahnung davon haben, unter welchen Bedingungen dort gearbeitet wird. (Es gibt tatsächlich Leute, die der Meinung sind, Kaffee werde so wie Zuckererbsen gepflanzt.) Die Kenner der Verhältnisse wußten, daß das Telegramm der Paulistaner Staatsregierung der Ausdruck der vollen Wahrheit war. Zunächst müßten jene enormen Pflanzungen von 346 Millionen Bäumen, die jetzt schon zu tragen beginnen sollen, gerade in den Krisenjahren gepflanzt worden sein, in denen den Pflanzern nicht nur das Geld, sondern auch die Lust zu neuen Unternehmungen fehlte, oder doch in den ersten Jahren der Valorisation, als die Pflanzern voll auf mit der Abtragung ihrer Schulden aus den Krisenjahren beschäftigt waren. Schon diese Erwägung sollte die Leichtgläubigen zweifelhaft gemacht haben, denn sie konnte auch von denen angestellt werden, denen die intimere Kenntnis der Verhältnisse abgeht. Dazu kommt dann der andere Um-

stand, daß die Pflanzern seit langem mit der Leutenot zu kämpfen haben. Sie sind froh, wenn sie genug Personal bekommen, um die bestehenden Pflanzungen instandhalten zu können und allenfalls Ersatzpflanzungen für absterbende Bestände vorzunehmen. Obwohl die Einwanderung von Jahr zu Jahr steigt, nehmen doch die Bauarbeiten in den Städten, die mächtig sich ausdehnende Industrie, die großen Bahnbauten usw. nicht nur einen beträchtlichen Teil der Neuankommenden auf, sondern sie entziehen sogar den Fazenden Arbeitskräfte, die bislang dort gearbeitet hatten. Ein weiterer Teil sowohl der Neuankömmlinge als auch früherer Fazendenkolonisten siedelt sich auf Bundes- und Staatskolonien oder auf von Privatleuten gekauftem Lande an und braucht eher selber Arbeitskräfte, als daß er seinerseits zeitweise auf den Gütern arbeiten kann.

An ausgedehnte Neupflanzungen ist daher unter solchen Verhältnissen gar nicht zu denken. Wenn man erwägt, daß der Setzling aus dem Saatbeet in eine Grube verpflanzt wird, in der er durch Bedeckung ebensowohl vor der sengenden Hochsommersonne als auch vor der Kälte der Winternächte geschützt werden muß, daß die junge Pflanze ferner des Schutzes vor den Schleppameisen bedarf, so leuchtet der Unterschied von der Saat und Pflege der Zuckererbsen ohne weiteres ein. Um in sechs Jahren 300 Millionen neue Bäume zu pflanzen und zu pflegen, ist eine so große Zahl von Arbeitskräften erforderlich, wie sie im Staate São Paulo einfach gar nicht vorhanden war — vom Kostenpunkte ganz abgesehen. Es hätte also des Dementis der Paulistaner Staatsregierung eigentlich gar nicht bedurft, wenn nicht die Mehrzahl derer, die mit Kaffee handeln, so gänzlich in Unkenntnis über die Produktionsbedingungen wäre.

Aber nicht allein die Möglichkeit von Neupflanzungen wird durch den Mangel an Arbeitskräften sehr eingeschränkt, auch die Pflege der schon bestehenden Pflanzungen und vor allem die Ernte leidet darunter. Im Erntejahr 1911—12 wurde durch den Mangel an Arbeitskräften etwa 1 Million Sack verloren. Auch die Ernte 1912—13 litt beträchtlich, weil sie infolge der unzureichenden Arbeitskräfte bis in den November und in einigen Municipien sogar bis in den Januar verlängert werden mußte. Wie es im laufenden Erntejahr ergehen wird, davon kann man sich nach dem Streik in Ribeirão Preto einen Begriff machen. Die Kaffeearbeiter wissen ganz genau, daß die Pflanzern ihnen auf Gnade und

Ungnade ausgeliefert sind, sofern sie überhaupt ernten wollen, und richten ihre Forderungen danach ein.

In welcher Weise die Witterung auf die neue Ernte eingewirkt hat, das haben wir schon vor längerer Zeit dargelegt. In den letzten Wochen haben in vielen Teilen São Paulos heiße Winde die Früchte, die sich sehr schnell entwickelt hatten, ausgedörret. Das bedeutet einen neuerlichen Verlust von etwa 5 Prozent. Da außerdem der bisherige Verlauf der Ernte gezeigt hat, daß 100 Liter getrocknete Kaffeeirschen nur 17 bis 18 Kilo Bohnen ergeben — gegen 23 bis 25 Kilo im Vorjahre —, so sind wir geneigt, die Ernteschätzung von etwa 9.800.000 Sack, der wir neulich zustimmten, noch wesentlich herabzusetzen. São Paulo wird zufrieden sein können, wenn es 9 Millionen Sack erzielt. Rio, Minas, Espirito Santo, Bahia und die außerbrasilianischen Produktionsgebiete werden günstigsten Falles 7 Millionen Sack liefern können. So werden im Jahre 1913-1914 also etwa 16 Millionen Sack dem Konsum zufließen.

Nun werden Ende Juni die Weltvorräte nicht mehr als 9,5 Millionen Sack betragen, von denen 3.100.000 aus der Valorisationsaktion stammen und — nach Liquidierung jener Anleihe — dem Staate São Paulo gehören. Zu freier Verfügung werden 1913-14 dem Welthandel also 16 Millionen plus 6,4 Millionen, gleich 22,4 Millionen Sack stehen. Da der Konsum rund 19 Millionen Sack beträgt, so bleiben Ende Juni 1914 3,4 Millionen Sack übrig, abgesehen von dem Valorisationskaffee. Wenn nicht 1914-15 eine Monstre-Ernte kommt — eine Annahme, zu der bisher nichts berechtigt —, so müssen dann die Preise ganz enorm anziehen. Aus diesem Grunde aber haben die Produzenten schon jetzt keinen Grund, ihren Kaffee billig loszuschlagen. Es gibt nichts, aber auch gar nichts, was zu den Preisreduktionen der letzten Monate berechtigte. Vielmehr ist die Lage noch genau so, wie sie um die Jahreswende war, eher noch ungünstiger für den Konsum. Daher werden auch die Preise wiederkehren, die damals zu verzeichnen waren, und das kann unmöglich mehr lange dauern.

## Von den Balkanländern.

Es ist alles beim Alten. Die Zeitungen sprechen sehr viel von der Spannung zwischen den verschiedenen Balkanländern, etwas bestimmtes wissen sie aber nicht zu melden. Einmal heißt es, daß die Bulgaren gegen die Serben vorgehen, dann hört man aber das direkte Gegenteil und sicher ist nur, daß die Lage noch absolut nicht aufgeklärt ist. Die Großmächte bemühen sich, die feindlichen Brüder miteinander zu versöhnen, und da von diesen kein einziger mehr Geld hat, so darf man wohl annehmen, daß die Menschheit von einem neuen Kriege verschont bleiben wird.

Die Regierungen von Bulgarien und Serbien haben in Paris angefragt, ob für ihre dringenden Bedürfnisse etwas Mammon flüssig zu machen sei und sie haben beide die prompte Antwort erhalten, daß an eine Anleihe solange nicht zu denken sei, bis die Balkanherrschaften sich nicht dazu entschlossen haben, mit einander Frieden zu halten. Diese verständige Antwort wird jedenfalls sehr viel dazu beitragen, die Balkanvölker friedlich zu stimmen, denn ohne das nötige Kleingeld ist eine Prügelei nicht zu inszenieren. — Die serbische Regierung hat ihre Delegierten von der londoner Friedenskonferenz abgerufen.

## Notizen.

### São Paulo.

Es kriselt. „São Paulo schwimmt im Golde“, schrieb das „Jornal do Commercio“ im Oktober 1910. Jetzt, nach einem Jahre und acht Monaten, können wir sagen nicht São Paulo schwimmt im Golde, sondern das Gold ist von São Paulo weggeschwommen. Es kriselt überall. Dieser Tage hörten wir, daß ein großes Haus, eine Firma ersten Ranges mit einer Aktive von über viertausend Contos am Rande des Bankerotts gewesen sei, weil sie einigen Verpflichtungen von ca. sechshundert Contos nicht habe nachkommen können. Der Krach wurde durch die Verlängerung der Wechsel ausgeschoben, aber wer weiß, ob nach dem Ablauf des neuen Termins die Situation besser ist. Die Ausstände können nicht eingekassiert werden, weil im Innern kein Geld mehr vorhanden ist; die Zeit bleibt aber nicht stehen und auf einmal ist der Tag, an dem die Wechsel eingelöst werden müssen. — Mit der Industrie steht es nicht besser. Was sie auf Kredit gegeben haben, das bekommen sie aus dem genannten Grunde nicht bezahlt, und die Lieferanten haben die Wechsel bei der Bank, welche die quergeschriebenen Papierehen mit einer unheimlichen Pünktlichkeit zur Bezahlung präsentiert. Neue Verkäufe werden kaum noch gemacht, denn die Kaufhäuser wollen und können nicht ihre Stocks vergrößern; sie werden kaum noch ergänzt, denn alles wartet auf einen neuen Goldregen. — Die Landwirtschaft hat natürlich dieselben Schwierigkeiten. Auch sie hat kein Geld; die Kaffeepreise sind schlecht, der Arbeitermangel ist groß, und die Zukunft malt sich wieder einmal grau in grau. — Woher kam diese plötzliche Krisis? Das mögen die Nationalökonomien uns sagen, denn die Aufgabe der Nationalökonomie besteht ja bekanntlich darin, wissenschaftlich nachzuweisen, warum der Staat kein Geld hat. Die Tatsache bleibt aber bestehen, mag die Erklärung der Ursache nun sein wie sie will, und nach dieser Feststellung drängt sich einem von selbst die Frage auf, ob es denn noch überhaupt angängig ist, über die Politik zu streiten, wenn der Reichtum des Landes wieder einmal in die Brüche geht und auch die reichen Leute den Pleitegier in der Nähe krächzen hören. Diese drohende schwere Krisis sollte doch für alle eine Mahnung sein, der Politik den Rücken zu kehren und sich mit dem Studium der wirtschaftlichen Probleme zu befassen. Aber gerade jetzt wird am allermeisten politisiert. So hofft man vielleicht die Lage zu bessern.

Aviatik. Eduardo Chaves machte am Montag vom Meeresstrande in Guarujá mehrere Aufstiege und zwar mit Passagieren. Zuerst stieg eine junge Nordamerikanerin, Fräulein Fairchild, mit ihm auf, dann Herr Fabio Prado und nachher die kleine Helena Prado und der kleine Augusto Monteiro de Barros. Nach diesen gelungenen Aufstiegen wurde der kühne Flieger sehr gefeiert, und der in Guarujá anwesende nordamerikanische Botschafter, Hr. Edwin Morgan, telegraphierte von dieser Leistungsprobe dem „New Yorker Herald“. — Am nächsten Sonntag will Eduardo Chaves, falls nur das Wetter er erlaubt, versuchen, den Höhenrekord für Südamerika zu schlagen. Dieser Rekord beträgt 4.400 Meter und wurde von dem argentinischen Flieger Newbery aufgestellt. Die Rekordleistung ist nicht gerade die schönste und die nützlichste Seite der Aviatik, sie ist aber unter den Sportleuten nun einmal üblich und diesem sportlichen Brauch muß auch Eduardo Chaves seinen Tribut entrichten.

Das Schwurgericht hat wieder ein Urteil gefällt, über das man den Kopf schütteln muß. Am 10. Dezember vorigen Jahres erschöß der italienische Gastwirt Hugo Trivella ohne jeden Grund seinen früheren Angestellten Angelo Bertozzi und ergriff die Flucht. Nachher stellte er sich selbst der Polizei und seine Erwartung hat ihn nicht enttäuscht, denn er wurde mit 8 gegen 4 Stimmen auf Grund des Sinnesverwirrungsparagraphen freigesprochen. Bertozzi hat Trivella nicht angegriffen und er hat ihm nicht beschimpft — der letztere hat ganz einfach seinen Revolver gezogen und den Mann niedergeknallt, und doch hat er acht Stimmen gefunden, die Sinnesverwirrung im Augenblick der Tat annahmen! Demnach kann ein jeder, der durch einen anderen früher irgendwie geärgert worden ist, diesen über den Haufen schießen, und doch nach ein paar Monaten wieder durch das weite Tor des bis in die Unendlichkeit dehnbaren § 4 des Art. 27 des Strafgesetzbuches als Ehrenmann in die Gesellschaft zurückzukehren.

Schadenersatzklage in Sicht. Die teuren italienischen Freunde werden allem Scheine nach noch teurer werden. Bekanntlich wurde am 10. September des vorigen Jahres zwischen der brasilianischen Regierung und einigen italienischen Schiffahrtsgesellschaften auf fünf Jahre ein Vertrag geschlossen, nach dem diese Gesellschaften eine direkte Schiffsverbindung zwischen einem italienischen Hafen und Santos unterhalten sollten und dafür verpflichteten sich Brasilien und São Paulo zu einer nicht geringen Subvention. Welches Ende die Sache nahm, ist mehr als hinlänglich bekannt. Die italienische Regierung gab nicht zu, daß die subventionierte Linie Einwanderer nach Brasilien beförderte, und daß es die Absicht der Bundes- und Staatsregierung gewesen war, die Zuwanderer auf den subventionierten Dampfern fahren zu lassen und dieses auch ausdrücklich in dem Vertrag stand, so betrachteten sie diesen wegen Nichterfüllung einer Klausel als gelöst. Daß diese Auffassung der Sache die einzig richtige war, das wird wohl jeder rechtlich denkende Mensch zugestehen, aber jetzt heißt es auf einmal, daß die italienischen Gesellschaften sich auf den Standpunkt stellen: „Geschäft ist Geschäft“ und daß sie entschlossen seien, die Regierung auf Schadenersatz zu verklagen. Die Botschaft klingt wohl etwas sonderbar, aber schließlich ist ja alles möglich und die Italiener haben uns schon längst die Erfahrung beigebracht, daß ihnen, wenn Brasilien in Frage kommt alles zuzutrauen ist.

Luftflotten-Sammlung. Der Initiative und der rührigen Tätigkeit des Herrn Hugo Arens, Direktor der Companhia Materias para Construção, war es zu verdanken, daß auch in der Paulistauer österreichisch-ungarischen Kolonie eine Sammlung für die österreichisch-ungarische Luftflotte veranstaltet wurde. Die Sammlung hat den ansehnlichen Betrag von 3300 Kronen ergeben, der nach Abschluß von Herrn Arens dem k. u. k. Konsulat zur Weiterleitung an die Zentralstelle in Wien überwiesen wurde. Die verhältnismäßig sehr kleine Kolonie hat durch diese erfolgreiche Sammlung von neuem ihre Anhänglichkeit an die alte Heimat bewiesen, auf die alle Beteiligten und besonders natürlich Herr Arens mit Genugtuung zurückblicken können.

Typhus. Zwischen einem anonymen Informanten eines hiesigen Tageblattes und einem Arzt des Gesundheitsdienstes ist ein interessanter Streit entstanden. Der erstere behauptet, daß, wenn es so weitergehe, wie es im Monat Mai begonnen, 1913 für São Paulo das furchtbarste Typhusjahr sein werde, während der Arzt des Gesundheitsdienstes

diese Möglichkeit bestreitet und dann noch hinzufügt, daß das Zutreffen der Berechnung auch noch herzlich wenig zu bedeuten hätte, denn die Bevölkerung sei bedeutend größer geworden, und deshalb sei es eigentlich erklärlich, daß auch die Zahl der Typhusfälle größer werde. Darauf erwidert nun der Anonymus: im Monat Mai starben 23 Personen am Typhus: bleibt diese Zahl der Monatsdurchschnitt für die noch folgenden sieben Monate des laufenden Jahres, so werden bis Ende Dezember 161 Sterbefälle zu verzeichnen sein und zuzüglich der bereits in den ersten fünf Monaten eingetretenen 74 Fälle würde die Gesamtzahl von 235 erreicht oder um 12 mehr als in dem bisher furchtbarsten Typhusjahre 1897. Daß diese Rechnung stimmt und daß das Jahr 1913, falls die Zahl der tödlichen Typhusfälle für die zweite Hälfte des Jahres der Monatsdurchschnitt bleibt, das schrecklichste Typhusjahr werden muß, ist nicht abzustreiten. Und auch die Erklärung, daß das Anwachsen der Zahl der Typhusfälle als eine Folge des Wachstums der Stadtbevölkerung aufgefaßt werden könne, wird widerlegt. In den nachgenannten Jahren wurden folgende Typhusfälle verzeichnet:

1894	135
1895	93
1896	187
1897	223
1898	160
1899	112
1900	106

Schon aus dieser Liste ist zu ersehen, daß die Häufigkeit der Typhusfälle mit dem Wachstum der Bevölkerung nichts zu tun hat, noch krasser tritt dieses hervor, wenn man die ersten zehn Jahre dieses Jahrhunderts zum Vergleich heranzieht. In diesem Dezenium wurden folgende Fälle registriert:

1901	68
1902	55
1903	62
1904	38
1905	51
1906	52
1907	54
1908	35
1909	53
1910	40

Im Jahre 1910 war die Bevölkerung doch bedeutend größer als im Jahre 1900 und doch war die Häufigkeit der tödlichen Typhusfälle im letztgenannten Jahre  $2\frac{1}{2}$  mal größer als in dem ersteren. Nach dem obigen ist da nichts mehr zu drehen und zu deuteln, sondern man muß zugeben, daß die gesundheitliche Lage sich in den letzten zwei Jahren sehr verschlimmert hat und nach diesem Zugeständnis sollte man nach den Ursachen dieser unliebsamen Erscheinung forschen und sie zu beseitigen suchen.

Ehrung eines Gelehrten. Die Assistenten des paulistauer bakteriologischen Instituts werden den Staatssekretär des Innern um die Erlaubnis ersuchen, in einem Saale das Bild des Herrn Dr. Adolpho Lutz aufstellen zu dürfen. Dieser Gelehrte ist bekanntlich der Direktor des bakteriologischen Instituts, gegenwärtig aber in Kommission am dem Institut „Oswaldo Cruz“ in Manguinhos.

Aus dem unbekanntem Brasilien. Die Meldung, daß die Ortschaft São Francisco, am Ufer des gleichnamigen Flusses in Minas Geraes, von Cangaceiros belagert worden sei, hat sich bestätigt. Die Banditen, angeblich fünfhundert an der Zahl, sind schon einmal in São Francisco eingedrungen und haben mehrere Häuser geplündert. Darauf haben sie sich wieder zurückgezogen, mit der Drohung,

daß sie bald wieder kommen würden. Von den Staatspolizisten, die gegen sie ausgesandt wurden, haben die Banditen drei getötet. Jetzt erwartet man Verstärkung aus Bello Horizonte. — Die Bande, deren Anführer der Bahianer Antonio Dó sein soll, wird allem Anschein nach der Staatsregierung von Minas Geraes sehr viel zu schaffen machen, und ihre Vernichtung wird wohl nur dann gelingen, wenn die Regierung von Bahia sie unterstützt. — Dem Problem des Banditentums im Norden hat man bisher zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet und das unerfreuliche Resultat des Zauderns ist nun, daß in den meisten Nordstaaten ganze Truppen ausgerüstet werden müssen, um dieses Gesindel zu bekämpfen.

Kaffeemarkt. Die Kaffeepreise sind auf allen Konsummärkten gefallen. In Hamburg und Havre fielen sie um mehr als zwei Franken und in New York um 22—25 Punkte. Der santenser Markt ist paralytisch, denn es gibt weder Käufer noch Verkäufer. Dieser Preissturz hat in den interessierten Kreisen eine nicht geringe Aufregung hervorgerufen. Er wird mit der politischen Krisis in Verbindung gebracht und jedenfalls hat auch die mißliche Lage des Geldmarktes daran schuld.

Paulistaner Staatskolonien. Der mit dem Studium der Kolonien beauftragte Generaldirektor des Ackerbaudepartements erstattete dem Landwirtschaftsminister folgenden Bericht über die Paulistaner Staatskolonien: Außer den Bundeskolonien Bandeirantes und Monção existieren im Staate S. Paulo naehstehende Staatskolonien. 1. Jorge Tibiriçá mit 168 Kolonielosen, die sämtlich, und 410 Stadtlosen, von denen nur 35 besetzt sind. Die Bevölkerung besteht aus 1.210 Personen verschiedener Nationalität. Es gibt zwei Volksschulen mit 234 Schülern. Die landwirtschaftliche Produktion betrug im Jahre 1912 292:035\$500. 2. Pariquera-Assú mit 721 Kolonielosen, von denen nur 68 unbesiedelt sind, 163 Stadtlosen, von denen 52, und 46 Vorstadtlosen, von denen 30 besetzt sind. Die Bevölkerung besteht aus 2.605 Personen verschiedener Nationalität. Die beiden Volksschulen werden von 552 Schülern besucht. Die Produktion wertete 1912 231:997\$150. 3. Nova Odessa mit 176 Kolonielosen, von denen 155, und 126 Stadtlosen, von denen nur 14 besetzt sind. Die Bevölkerung besteht aus 982 Personen verschiedener Nationalität. Die vier Volksschulen werden von 176 Schülern besucht. Die Produktion wertete 1912 99:680\$000. 4. Nova Europa und Cambuhy mit 257 Kolonielosen, von denen 244, und 182 Stadtlosen, von denen 21 besetzt sind. Die Bevölkerung besteht aus 1.751 Personen verschiedener Nationalität. Es existiert eine Schule mit 31 Schülern. Die Produktion wertete im Jahre 1912 243:970\$000. 5. Gavião Peixoto mit 182 Landlosen, von denen 169, und 434 Stadtlosen, von denen 44 besetzt sind. Die Bevölkerung besteht aus 689 Personen verschiedener Nationalität. Es existieren zwei Volksschulen, und die Produktion wertete im Jahre 1912 214:000\$000. 6. Nova Venéza mit 138 Landlosen, von denen 101 besetzt sind. Die Stadtlose sind noch nicht aufgeteilt. Die Bevölkerung besteht aus 474 Personen verschiedener Nationalität, und die Produktion wertete im Jahre 1912 20:000\$000. 7. Campos Salles mit 240 Landlosen, von denen 229, und 30 Stadtlosen, von denen 23 besetzt sind. Die Bevölkerung besteht aus 1.101 Einwohnern verschiedener Nationalität. Daten über den Wert der Produktion im Jahre 1912 waren noch nicht zu erlangen. 8. Martinho Prado Junior mit 82 Landlosen, von denen erst 26 besetzt sind. Die Bevölkerung beträgt 134 Einwohner verschiedener Nationalität. Diese acht Kolonien haben somit eine Gesamtbevölkerung von 8.946 Personen.

Ein Heldenstückchen der brasilianischen Polizei. Drei fluminenser Polizisten haben eine Tat sollbracht, auf die sie wirklich stolz sein können. Vor einiger Zeit wurde in Rio de Janeiro ein Verbreiter falschen Geldes abgefaßt, der, beim Verhör in die Enge getrieben, erzählte, daß er die wunderbar nachgemachten Scheine in Buenos Aires gekauft habe. Jetzt begann ein Depeschenwechsel zwischen den Hauptstädten der brasilianischen und der argentinischen Republik und schließlich war die Sache soweit gediehen, daß man einige Agenten nach Buenos Aires entsenden konnte, damit sie dort die Nachforschungen weiter verfolgen. Mit dieser schwierigen und gefährlichen Mission wurden beauftragt die Herren Camara Campos, Inspektor der bundeshauptstädtischen Zivilgarde; Arthur Rodrigues, Inspektor der Geheimpolizei, und João Martins, Geheimagent. Sie verließen Rio am 8. Mai und begaben sich mit verschiedenen Zügen nach São Paulo. In Santos trafen sie sich an Bord des Dampfers „König Wilhelm II.“ wieder zusammen, aber sie kannten sich nicht. In Buenos Aires gingen sie alle drei ihre Wege, blieben jedoch in regem schriftlichen Verkehr. Arthur Rodrigues hatte bald Erfolg. Er fand den Anschluß an Falschmünzer oder Verbreiter falschen Geldes und nach einigen Tagen eifriger Arbeit war er dahinter gekommen, daß die brasilianischen Noten in einer Litographie in der Calle Victoria Nr. 1218 hergestellt wurden. Der Besitzer dieser Litographie war ein Spanier namens Samuel Torner, zu dem jetzt Rodrigues in Beziehungen trat. Rodrigues wollte 350 Contos falsches Geld kaufen und bot dafür 70 Contos in guten Noten an, auf welches Geschäft Torner auch einging. Rodrigues sprach wie einer, der sich für das Geschäft lebhaft interessiert, den Wunsch aus, die Geldnotendruckerei in Tätigkeit zu sehen, wogegen Torner auch im Prinzip nichts einzuwenden hatte, aber er sagte, daß Rodrigues, wenn er die Werkstatt gesehen, 30 Contos werde anzahlen müssen — die fehlenden 40 Contos werde er beim Empfang der „Ware“ zahlen können. Die Besichtigung der Werkstatt sollte am 21. Mai um acht Uhr abends stattfinden und natürlich waren zur bezeichneten Stunde alle drei Polizisten an Ort und Stelle und João Martins hatte noch zwei argentinische Agenten mit, die aber weder die „Arbeit“ noch die beiden Inspektoren kannten. Rodrigues begab sich zum Torner, während Camara Campos, der ihm gefolgt war, plötzlich an einem auf der anderen Seite der Straße stehenden Hause etwas interessantes fand, sodaß er bewundernd stehen blieb. João Martins und die zwei argentinischen Kollegen hielten sich währenddessen in einem nahen Trinklokal auf. — Rodrigues wurde von Torner erwartet und nach einem hintern Teil des Hauses geführt. Dort hinter einer eisernen Tür befanden sich die Maschinen. Torner braehnte eine von ihnen in Bewegung und sie spuckte Fünfmilireisscheine, daß es eine Freude war. Die Noten waren aber nur auf der einen Seite bedruckt — die andere Seite sollte erst nachdem die erste getrocknet, in Arbeit genommen werden. — Nachdem er seinem neugierigen Kunden die Geheimnisse der Maschinerie erklärt hatte, verlangte Torner die Auszahlung der versprochenen dreißig Conto de Reis. Rodrigues antwortete, daß er zuerst habe sehen wollen, ob Torner auch arbeiten könne; das Geld habe er nicht mit, aber er werde es sofort holen. Torner verlegte ihm aber den Weg und das war sehr leicht geschehen, denn die eiserne Tür war geschlossen. Darauf warf der Falschmünzer die halb bedruckten Noten ins Feuer und versuchte gerade den lithographischen Stein zu zerschlagen, als draußen plötzlich Lärm entstand. Camara Campos war wegen des langen Ausbleibens seines Kollegen ungeduldig ge-

worden und hatte João Martins mit den zwei Argentinern gerufen. — Die Tür war von draußen zu öffnen und sehr bald betraten die vier Männer mit erhobenen Revolvern die Werkstatt. Der lithographische Stein war noch nicht zerschlagen und die Polizei hatte den Beweis der Schuld Torners in der Hand. Damit war die Aufgabe der brasilianischen Polizisten beendet und diejenige der argentinischen Justiz hatte begonnen. Nach dieser gut getanen Arbeit kehrten die drei Polizisten zufrieden nach Rio de Janeiro zurück.

**Mord.** Gestern mittag erschoss der Italiener Pasquale Sproviere seinen Vetter Luiz Sproviere aus einem ganz geringfügigen Anlaß. Der Ermordete hat seinen Verwandten an ein altes Versprechen erinnert und das brachte den cholerischen Menschen so auf, daß er seinen Revolver zog und ihm niederknallte. Der Mörder wurde verhaftet. Er zeigte sich auf der Polizei so ruhig, als ob er die natürlichste Tat von der Welt begangen hätte.

**Ein mysteriöser Ueberfall.** Der Kapellmeister der Staatspolizei, Hauptmann Joaquim Fernandes, wurde am Montag morgen um etwa neun Uhr von seiner Dienstmagd an die Tür gerufen, da jemand mit ihm sprechen wollte. Der Offizier traf einen Schwarzen. Er wollte den Mann nach seinem Verlangen fragen, als dieser plötzlich ein Messer zog und ihn im Gesicht schwer verletzte. Darauf ergriff der Neger die Flucht. Hauptmann Fernandes hat den Schwarzen nicht erkannt und er weiß nicht, wie er sich diesen Angriff erklären soll.

**Die Zigeunergefahr.** Vor einigen Jahren wurde eine Ortschaft im Innern des Staates São Paulo von einer großen Zigeunerbande angegriffen. Die Nomaden, in deren Gesellschaft sich jedenfalls auch zahlreiche Caboclos befanden, wurden durch den vor kurzem ermordeten Tenente Gallinha in die Flucht geschlagen und seitdem sah und hörte man nichts mehr von dieser Bande. Erst vor wenigen Wochen tauchte die Bande im Munizip Tibagy, Staat Paraná, auf, um nach einem Zusammenstoß mit den Bewohnern der Gegend wieder zu verschwinden. Jetzt ist die Bande wieder bei São Matheus in demselben Staate aufgetreten und die Staatsregierung hat sich veranlaßt gesehen, gegen die Zigeuner die nach Hunderten zählen sollen, eine große Polizeimacht auszusenden. Man ist darüber verwundert, daß die Zigeuner sehr gut bewaffnet sind und allem Scheine nach über große Munition verfügen. Jetzt wird es nicht lange dauern, da werden wir hören, daß diese Zigeuner sich Staate Santa Catharina stehen, denn nach der Ansicht vieler Paranaenser kommt alles Uebel aus dem Nachbarstaate zusammen und hängt auf das engste mit dem Grenzstreit zusammen. — Ist aber denn Paraná nicht imstande, diese Zigeuner, die jetzt ganze Gegenden beunruhigen, unschädlich zu machen? In der Nähe von São Matheus wolnt doch ein Coronel Fabricio, der über viele Leute verfügt und von dem man Wunderdinge erzählt: warum gibt man diesem Manne nicht den Auftrag, die Bande abzufassen?

**Stadtreinlichkeit.** Der Stadtverordnete Hr. Dr. Oreneio Vidigal hat dieser Tage sämtliche Stadtviertel recht gründlich besichtigt, um festzustellen, ob die Straßen denn wirklich so schmutzig sind, wie behauptet wird. Natürlich war es dem Herrn nicht schwer, sich von der Wahrheit der Behauptung zu überzeugen, und jetzt will er in der Munizipalkammer über seine Beobachtungen sprechen. Der genannte Herr hat schon viele Städte gesehen und hat auch, wie versichert wird, sich überall um die Frage der Straßenreinigung gekümmert, so daß er imstande sein dürfte, an seine Schilderung des

gegenwärtigen Zustandes einen Vorschlag zur Besserung zu knüpfen.

Ein eigenartiges Abenteuer erlebte in Porto Alegre ein junger Mann namens Sebastião Pichersgil. Im Theater São Pedro wurde zugunsten des zu errichtenden deutschen Krankenhauses ein Instrumental- und Vokalkonzert gegeben. Der Genannte, der anscheinend die Meinung teilt: „Schön ist Musik zu allen Stunden, doch leider mit Geräusch verbunden“, mußte seine Familie nach dem Theater begleiten, und da er ein bescheidener Junge ist, so nahm er nicht einen Parkettsitz, sondern stieg auf die Galerie. Die ersten Töne waren so süß, so einschmeichelnd, daß Sebastião die Augen zufielen und er, während die anderen der Musik lauschten, in die Arme Morpheus sank. Die machtvollen Töne Beethovenscher und Mozartscher Göttermusik rauschten ungehört an seinem geschlossenen Ohr vorüber — er schlief; die besten Sängerinnen Porto Alegres sangen im hohen C und ernteten stürmischen Beifall — Sebastião nickte mit dem Kopf und schlummerte weiter, dem Alltag sowohl wie der Kunst ins Traumreich entrückt. Nach dem Konzert strömte alles aus dem Bau — Sebastião schloß seinen Schlaf ungestört weiter. Seine Schwestern warteten vor dem Theater auf ihren Begleiter — der aber schnarchte in dem leeren Hause ruhig weiter. Erst um zwei Uhr morgens wurde er wach. Er wußte nicht, wo er sich befand: eine undurchdringliche Finsternis umgab ihn. Er sprang auf und da dröhte es in dem nach allen Regeln der Akustik gebauten großen Saale so unheimlich, daß der gute Sebastião geängstigt die Flucht ergriff — glücklicherweise nicht über das Geländer in den Saal, sondern nach dem langen Korridor. Bei jedem Schritt, den er tat, hallte es in dem Bau und weckte in ihm den Eindruck, als ob unsichtbare Wesen in dem Saale lärmten, und er schrie um Hilfe in schlecht artikulierten Tönen. Da hörte er neben sich einen Ruf so grell wie Trompetenstoß: „As armas!“ Der Posten am nahen Staatsschatzamt rief die Wache zu den Gewehren, denn er hatte in dem leeren Theater ein unheimliches Geschrei gehört und das zu einer Stunde, in der richtiggehende Geister nicht mehr zu spuken pflegen. Die Wache trat an und lief über die Straße nach dem Theater. Sebastião hatte, er wußte nicht wie, das Fenster erreicht, durch das die Flagge aufgezogen wird, und in seiner Aufregung fuhr er mit seinem Kopf in die Scheibe, daß sie klirrend in tausend Stücke zersprang. Er sah auf die Praça Marechal Deodoro hinaus: zehn oder zwölf Gewehre starrten ihm entgegen. Aber die da unten begriffen schneller, um was es sich handelte, als der da oben. Die Zurufe des Sergeanten der Schatzamtswache beruhigten Sebastião einigermaßen und er wartete, bis die Soldaten aus der nahen Feuerwehrekaserne eine lange Leiter herbeiholten, auf der er zur Erde abstieg. Am nächsten Tage soll Sebastião so ermüdet gewesen sein, als hätte er mit Drachen gekämpft.

**São Paulo Railway.** Vor einigen Wochen berichteten wir, daß die São Paulo Railway in aller Kürze wichtige Reformen durchführen werde. Jetzt ist der Ingenieur John Gordon von England hier eingetroffen, der beauftragt ist, diese Reformen durchzuführen. Vor allen Dingen wird jetzt auf der Linie Santos - São Paulo ein Restaurationswagen eingeführt werden. Dann wird man den alten Serra-Aufstieg wieder in Benutzung nehmen, sodaß die geplante Vermehrung der Züge sich durchführen lassen wird. Nach dem seinerzeit von uns veröffentlichten Plan werden fast stündlich Züge zwischen der Staatshauptstadt und Santos verkehren.

Eine sehr vernünftige Verfügung, die dem Kriminalrichter in Santos getroffen. Ein Geschworener machte ihn darauf aufmerksam, daß die ärztlichen Zeugnisse, auf Grund welcher viele Geschworenen die Erlaubnis zum Fernbleiben von den Sitzungen erhalten, nicht immer ganz einwandfrei sind. Der Richter war derselben Ansicht und verfügte, daß diese Zeugnisse der Nachprüfung durch den Polizeiarzt unterworfen sein sollen und damit ist das Fernbleiben von den Sitzungen bedeutend erschwert worden. Die Pflicht, als Geschworener der Justiz zu dienen, ist keine angenehme, da das Schwurgericht aber nun einmal besteht und als eine große Errungenschaft betrachtet wird, so sollte auch ein jeder, den das Los trifft, sich dieser Pflicht unterziehen und nicht die Aufgabe auf andere Schultern abwälzen. Zu diesem ist aber noch eins zu bemerken. Ein Staatsbeamter kann von der Geschworenenpflicht, wenn der Kanzlei- oder Amtschef beheimlicht, daß er zu beschäftigt sei, entbunden werden; mit den Beamten eines kaufmännischen oder industriellen Betriebes ist dieses aber nicht der Fall. Nun ist aber die Anwesenheit eines Prokuristen oder Betriebsleiters manchmal viel notwendiger als die eines Beamten und deshalb existiert wohl eigentlich kein Grund, diesem ein Recht einzuräumen, das andere für sich nicht in Anspruch nehmen können. — Es ist nicht angebracht, auch für die Kaufleute oder Industrielle das Recht, dem Schwurgericht fernbleiben zu dürfen, zu fordern, aber wohl wäre es angebracht, den Beamten das Vorzugsrecht zu nehmen, damit jeder, der ausgelost wird, die gleich strenge Pflicht habe, zu den Sitzungen zu erscheinen.

Munizipalkammer. In der gestrigen Sitzung der Munizipalkammer wurde dem Herrn Präfekten und einigen Munizipalpolitikern sehr kräftig der Text gelesen. Zuerst sprach der Stadtverordnete Dr. Carlos Garcia, der den Ausdruck „grausame Plünderung des munizipalen Patrimoniums“ gebrauchte und mit der Erklärung, daß er nicht mehr mitmachen könne, auf sein Stadtverordnetenmandat verzichtete. Die Verzichtleistung wurde nicht angenommen und der Kammerpräsident ernannte eine Kommission von drei Mitgliedern, die Herrn Garcia überreden sollen, die Austrittserklärung nicht aufrecht zu erhalten. — Nach Dr. Garcia nahm Dr. Orencio Vedigal das Wort und verlas eine lange Arbeit über den städtischen Reinigungsdienst, der nach seiner Ansicht sehr schlecht und unzulänglich ist. Da der letztgenannte Stadtverordnete Arzt ist, so sprach er natürlich in erster Reihe von den gesundheitlichen Gefahren, die der Bevölkerung von der Unreinlichkeit drohen. — Nachher sprach Dr. Aleantara Machado über dasselbe Thema. — Eine so scharfe Kritik hat unsere Stadtverwaltung schon seit langem nicht mehr gehört.

Kaffeemarkt. Gestern nachmittag trafen hier Telegramme ein, daß sowohl in New York wie in Hamburg und Havre die Kaffeepreise um einige Punkte gestiegen sind. Auf den genannten Märkten war die Bewegung eine sehr geringe, aber die Tendenz war eine gute. — Bei dieser Baisse konnte man wieder Auffassung einiger Fazendeiros kennen lernen. In der bezahlten Abteilung eines hiesigen großen Tageblattes erschienen gestern zwei humoristisch sein wollende Angriffe auf die Staatsregierung, die für den Preissturz verantwortlich gemacht wurde. So ist es immer. Sobald den Herren Fazendeiros etwas gegen den Strich geht, so ist ihrer Ansicht nach die Regierung daran schuld; geht es aber ausgezeichnet, dann rechnen sie sich selbst das Verdienst zu.

Santos. In unserer Donnerstagsnummer veröffentlichten wir einige Zahlen über das schnelle Wachstum der Stadt Santos. Heute wollen wir diese Zahlen etwas ergänzen. Im Jahre 1908 gab es 5.066 besteuerte Häuser, 163 von Steuern befreite und 112 zum Abbruch verurteilte. Im Jahre 1909 gab es 5.383 besteuerte, 196 steuerfreie und 176 verurteilte Häuser. Im nächsten Jahre waren die Zahlen 5.839, 207 und 177; im Jahre 1911 — 6.090, 255 und 151, und im Jahre 1912 — 6.289, 243 und 107. Der Mietswert wuchs in den angezogenen Jahren folgendermaßen:

	Contos
1908	10.320
1909	10.693
1910	10.983
1911	12.015
1912	12.248
Neue Gebäude wurden aufgeführt:	
1910	200
1911	327
1912	280
1913 (bis Mai)	176
Der Monatsdurchschnitt der Neubauten war:	
1910	16,6
1911	27,2
1912	26,6
1913 (5 Monate)	35,2

In der Zeit vom 1. Januar 1910 bis 31. Mai 1913 wurden im ganzen 983 Häuser erbaut, oder im Durchschnitt 24 pro Monat. Der Tagesdurchschnitt der Neubauten im laufenden Jahr war 1,16.

Die Einwohnerzahl Santos' wird auf 80.000 geschätzt, bei dem Fortschritt, den die Stadt nimmt, ist aber zu erwarten, daß die Einwohnerzahl sehr bald 100.000 erreicht und sich somit in die Zahl der Großstädte einreihen wird. Wenn aber erst die Eisenbahnlinien fertig sein werden, die ein Hinterland von dem mehrfachen Umfang des Deutschen Reiches mit dem santenser Hafen als dem Ausgangstor zum Ozean verbinden, dann wird Santos in jeder Hinsicht einen gewaltigen Aufschwung nehmen und eine Hafenstadt ersten Ranges werden.

Großer Schmuggel. Es gibt doch noch geniale Menschen und mancher von ihnen hat ein großes Vergnügen daran, den Fiskus zu hintergehen. Dieser Tage ist man einem großen Schmuggel auf die Spur gekommen, an dem sowohl ausländische wie nationale Firmen beteiligt sein sollen. Diese Häuser kauften in Europa, allem Schein nach in Italien große Warenposten ein, engagierten darauf einige Auswandererfamilien und ließen die Sachen als Immigrantengebaggage nach Brasilien bringen. Auf diese Weise bezahlten sie erstens keine Fracht und zweitens keinen Zoll und drittens hatten sie den Zollbeamten noch die Freude bereitet, Einwanderer mit großen Bagagenkoffern ankommen zu sehen. Auf diese Art soll über zwei Millionen geschmuggelt worden sein. Jetzt ist man aber dahintergekommen und die betreffenden Herrschaften sollen nun prozessiert werden. — Solange die hohen Zollsätze bestehen, wird der Schmuggel nicht auszurotten sein, denn er ist ein lohnendes Geschäft und was Gewinn verspricht, das wird immer wieder von neuem unternommen, und wenn es auch einige Male schief geht. Mancher tut es nicht nur des schmöden Gewinnes wegen, sondern nur aus dem unwiderstehlichen Drange, dem Fiskus — pardon: Fiskus ein Schnippchen zu schlagen: er betrachtet die Sache als einen aufregenden Sport und ist natürlich auch mit einem recht sportmännischen Eifer dabei. Geht es gut, so hat man gewonnen, geht es schlecht, so hat man eben verloren — und man trainiert von neuem für den nächsten Match. — Wer

den Schmuggel in Brasilien ausrotten will, der muß ein unverbesserlicher Optimist sein.

Gummivalorisation. Der Bundespräsident unterzeichnete das Dekret, durch das der Landwirtschaftsminister ermächtigt wird, mit dem Staate Pará einen Vertrag über die allmähliche Herabsetzung der Ausfuhrzölle auf Gummi abzuschließen und Maßnahmen zur Förderung und zum Schutze der Gummigewinnung im Acregebiet zu treffen. Die Verschiedenheit der Aktion der Bundesregierung zum Schutze der brasilianischen Gummiproduktion von jener, die seinerzeit der Staat São Paulo zum Schutze seines Kaffees unternahm, wird gerade an dieser Ernächtigung offenbar. Man hat zwar von dem eingebürgerten Ausdruck Kaffeewalorisation den Ausdruck Gummiwalorisation abgeleitet, aber das führt leicht zu Begriffsverwirrungen. Die Staatsregierung von São Paulo hatte nicht nötig, zur Durchführung der Valorisation den Ausfuhrzoll auf Kaffee herabzusetzen; im Gegenteil: sie konnte ihn sogar noch erhöhen. Für die Aktion zur Förderung und zum Schutze der Gummiausfuhr hingegen ist es wesentlich, daß die in Frage kommenden Staaten die Ausfuhrzölle entweder ganz beseitigen oder wenigstens gründlich herabsetzen. Der Unterschied liegt darin begründet, daß der Gummi des Amazonasgebietes verbilligt werden muß, wenn er auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig bleiben soll, während die Bestrebungen São Paulos umgekehrt darauf hinzielen konnten, den Kaffeepreis zu erhöhen, dank der beherrschenden Stellung, die seine Kaffeeproduktion auf dem Weltmarkte einnimmt. Man müßte also eigentlich von einer Gummi devalorisation reden und nicht von einer Gummiwalorisation.

Verhafteter Verbrecher. Am 15. Januar dieses Jahres wurde in der Rua S. Caetano von einem gewissen Gregorio Voce gegen den Grünzeughändler Paschoal Dechiara ein Mordversuch ausgeführt. Den Grund zu der Tat gab ein mehr als belangloser Zwischenfall beim Kartenspiel am Tage vorher. Paschoal hatte Gregorio keine Karten geben wollen, weil er vermutete, und zwar mit Recht, daß dieser kein Geld bei sich hatte. Darauf hatte Gregorio sich von einem Barbier fünf Milreis geliehen und hatte ruhig mitgespielt. Am nächsten Tage, als Paschoal absolut gar nichts erwartete, wurde er von Gregorio angefallen und hinterrücks durch einen Revolveranschlag lebensgefährlich verwundet. Gregorio verschwand nach der Tat spurlos und Paschoal lag mehrere Monate im Krankenhaus. — Dieser Tage wurde nun die Polizei verständigt, daß der flüchtige Verbrecher in einem Fruchtgeschäft in der Rua Direita angestellt sei und diese Information erwies sich als richtig. Der Verbrecher, der wegen Mordversuches schon vor Monaten in den Anklagezustand versetzt wurde, sieht jetzt der Aburteilung entgegen.

Gerücht von einem furchtbaren Verbrechen. Gestern nachmittag zirkulierte das Gerücht von einem furchtbaren Verbrechen. Es hieß, daß ein gewisser Vicente Rodrigues da Silva, Landarbeiter und hinter der Penha wohnhaft, seine Geliebte Maximina da Conceição ermordet und auf einem Scheiterhaufen verbrannt habe. Die Nachbarn sollten den Mann gerade überrascht haben, wie er neben dem Scheiterhaufen saß und auf die verkohlte Leiche seiner Geliebten schaute. Das alles wurde so gräßlich ausgemalt, daß man am helllichten Tage das Gruseln bekommen konnte. Die Polizei hat den Fall ganz anders aufgeklärt. Vicente hat vorgestern nachmittag eine Flasche Schnaps gekauft, sie in seiner Hütte auf den Tisch gestellt und ist ausgegangen, um erst spät abends zurückzukehren. Als er heimkam, fand er die Flasche leer und Maximina

voll, aber nur zu voll, denn die ungewöhnliche Menge Alkohols hatte sie getötet. Als frommer Christ, der er ist, hat Vicente eine Kerze angesteckt und sie an den Kopf der Leiche gestellt. Er mußte nach Brauch und Sitte neben der Leiche durchwachen. So wurde er von den Nachbarn überrascht. Diese sahen die tote Frau am Boden liegen und den Mann am Kopfende der Leiche sitzen und rannten davon, um den Fall zu melden. Wer nun die Kunde hörte, der gab sie in vermehrter Auflage weiter und so entstand die Schauermär. — Die Leiche Maximinas wurde auf der Polizei autopsiert und da stellte es sich heraus, daß Vicente die volle Wahrheit gesagt hatte. Die Leiche wies nicht das geringste Zeichen einer Gewalttat auf — sie hatte sich eben zu Tode getrunken. Natürlich wurde Vicente sofort entlassen.

Gerhart Hauptmann in Brasilien. Die italienische Schauspielgesellschaft, welcher einer der allergrößten romanischen Schauspieler der Gegenwart, Herr Zacconi, angehört, hat am 4. d. M. im Municipaltheater in Rio de Janeiro Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“ aufgeführt. Der Besuch ließ vieles zu wünschen übrig, um desto besser war aber die Aufführung und die Besprechungen durch die Presse waren ausgezeichnet. Es ist sehr anerkennenswert, daß die italienischen Schauspielgesellschaften unser Publikum auch mit der deutschen Literatur bekannt machen. Das zeugt von einer richtigen Auffassung der Internationalität der Kunst, die das Beste sucht, ohne sich darum zu bekümmern, ob es innerhalb oder außerhalb der Grenzpfähle liegt.

Einwanderung. Im Monat Mai trafen im Hafen von Rio de Janeiro 7419 Einwanderer verschiedener Nationalität ein. Die Einwanderung war also um etwa 1000 Personen geringer als im April. Die Erschwerung, die in verschiedenen Ländern die Kriegsgefahr für die Auswanderung im Gefolge hatte, kann nicht die Ursache gewesen sein, denn die politische Spannung war im Monat Mai eher geringer als im April. Vielleicht werden wir die hochgespannten Erwartungen auf eine noch größere Einwanderung als im Vorjahre etwas herabstimmen müssen. In den ersten Tagen des laufenden Monats sind mit den Dampfern „Hohenstaufen“, „Sierra Cordoba“ und „Aachen“, „Zealandia“, „Italie“ und „Burdigala“ 142 deutsche, russische, portugiesische und spanische Familien mit insgesamt 847 Einwanderern eingetroffen.

Tonwarenindustrie. Unter dem Namen „Companhia Industrial e Agricola de Garulhos“ hat sich hier mit 500 Contos de Reis Kapital eine Gesellschaft gebildet, die auf der Fazenda Cabuçú, Munizip Conceição de Garulhos, eine Tonwarenfabrik errichten wird.

Ein angenehmer Ehemann scheint der Munizipalfiskal José Theodoro da Silva zu sein. Am Sonnabend nachmittag hatte er nichts zu tun und deshalb machte er einen regelrechten Bummel, auf dem er von einem gewissen João Salles Barros begleitet war. Wie es bei solchen Fällen üblich, schauten sie manchem Glase auf den Grund und so kam es, daß sie schließlich alle beide nicht mehr ganz Herren ihrer Beine und ihrer Sinne waren. In diesem Zustand langten beide Nachmittagsbummler im Hause des Fiskals, in dem Vorort Pinheiros, an. Jetzt sollte Salles Barros mit dem Fiskal zu Abend essen, damit war aber die Frau des letzteren nicht einverstanden und das mit vollem Recht, denn sie hatte nichts vorbereitet und konnte nicht auf Knall und Fall volle Schüsseln auf den Tisch zaubern. Dem Fiskal leuchtete das aber nicht ein und er begann aus Aerger die Küche zu demolieren, um darauf



sentliche Erleichterung und Beschleunigung des Verschönerungswerkes. Ohne der Verbilligung des Lebens kann São Paulo die erstrebte Einwohnerzahl von einer Million nicht erreichen, d. h. nicht in der Zeit, in der unsere Stadtväter sie erreichen möchten, und ohne den Zuzug fremder Arbeiter ist die Verschönerung nicht zu Ende zu führen. Wenn Herr Baron Duprat wirklich die Stadtverschönerung fördern will, dann muß er es mit den Arbeiterhäusern anfangen.

**Geheimnisvolle Koffer.** In Santos wurden am Dienstag, an Bord der „Arlanza“ achtzehn grosse Koffer und zwei ebensolche Weidenkörbe beschlagnahmt. Diese Bagage hat schon einmal die Küste Brasiliens passiert. Zuerst hat man versucht, sie in Rio de Janeiro an Land zu bringen. Die Absicht ist aber mißglückt und sie sind nach Santos gekommen, wo wieder die Landung mißlang. Dann ist die Bagage nach Buenos Aires gegangen und kehrte nun wieder zurück mit der Adresse „Pernambuco“ versehen. Das Zollamt wurde aber von dem Vorhandensein der Koffer verständigt und sie wurde jetzt an Bord des englischen Schiffes beschlagnahmt. Es handelt sich, wie es heißt, um eine sehr umfangreiche Konterbande. Für die Waren, die die Koffer und Körbe enthielten, hätte man mehrere zehn Contos de Reis Zoll zu zahlen gehabt. Sonderbar ist es, daß niemand anzugeben weiß, wem die Koffer gehören oder an wen sie bestimmt sind.

Es kriselt. Gestern wurde uns erzählt, daß eine der angesehensten nationalen Firmen am Platze das Moratorium verlangen werde. Ihre Aktiva seien wohl unvergleichlich größer als die Passiva, aber sie könne doch ihren Verpflichtungen nicht mehr so pünktlich nachkommen. Dieses Haus habe Ausstände von ca. 8000 Contos, bekommt seit Monaten aber so gut wie keine Abzahlungen. Wollen wir annehmen, daß die Behauptung mit den 8 Millionen auch eine Uebertreibung ist und die Ausstände nur die halbe Summe betragen, so muß man doch noch immer sagen, daß der Betrag für unsere Verhältnisse, da wir nicht in Nord-, sondern in Südamerika leben, ein riesiger ist. Warum kommt aber aus dem Innern kein Geld, das die Firma über Wasser halten könnte? Es kommt deshalb nicht, weil es nicht mehr da ist — es ist weg, davongerollt. Wo bleiben aber die riesigen Summen, die noch voriges Jahr ins Land kamen, wo bleibt das ganze Exportsaldo? Wir stellten diese Frage unserem Informanten und er sagte achselzuckend: Das Saldo hatte drei Abzugskanäle — die Französinen aus Paris, Warschau und Lódz, mit denen São Paulo noch vor wenigen Monaten überschwenmt wurde, nahmen, nach Europa zurückkehrend, nicht Zehnt-, nicht Hunderttausende, sondern Millionen mit. Der von dem Nachtbetriebe abseits Stehende hat keine Ahnung, wofür diese Summen das Maitressenwesen den paulistaner Agrariern gekostet hat. Mancher von ihnen hat monatelang seine Geliebte sich zwei-, drei- bis fünfhundert Milreis kosten lassen. Brillanten und Perlen sind in den letzten paar Jahren hier gekauft worden wie vielleicht nur in Paris. Unsere Fazendeiros und ihre Söhne hatten in der Lichtstadt amerikanischen Milliardären und russischen Großfürsten die Lebensart abgeguckt, dabei aber vergessen, daß diese noch unendlich reicher sind, daß der Reichtum der fremden Herren nicht von einem Exportartikel abhängt, dessen Preis von heute auf morgen fallen kann. So ging ein Teil des paulistaner Reichtums in Gestalt von Schmucksachen und Kassenscheinen wieder über den Ozean. Der andere Teil — jedenfalls ein größerer — wurde in unnützen und unnötigen Landkäufen angelegt. Viele Agrarier kauften in São Paulo Grundstücke und Häuser. Das war

wieder eine Nachahmung der Gebräuche europäischer Magnaten, die in den Großstädten ihre Paläste besitzen. Durch die große Nachfrage nach Stadtgrundstücken wurden die Bodenpreise ins Ungemessene gesteigert, die Mieten wurden verteuert und die Municipalität wurde veranlaßt, für die zu enteignenden Grundstücke Preise zu zahlen, die sie bei einer normalen Lage nie gezahlt haben würde. Durch diese Transaktionen wurden riesige Kapitalien festgelegt. Der dritte Teil des Saldos wurde sehr vernünftig angelegt. Die Fazendeiros führten auf ihren Besitzungen Verbesserungen durch, die sehr angebracht gewesen wären, wenn man sie langsamer, unter einiger Schonung des zirkulierenden Mittels durchgeführt hätte. Man beschleunigte sie zu sehr. Die Neuanschaffungen wurden natürlich meistens auf Kredit gemacht. Daher kommt es, daß die Lieferanten in der Stadt jetzt so riesige Ausstände haben. Es war also ein allgemeines Verbrechen und das Resultat ist die Krisis.

**Japanische Kolonisation.** Es hat sich eine japanische Kolonisationsgesellschaft gebildet, die in Brasilien in den Staaten Minas Geraes, São Paulo und Rio de Janeiro Niederlassungen anlegen will. Diese Gesellschaft, die bereits von der Regierung autorisiert worden ist, wird zuerst im Staate São Paulo, südlich von Iguape, eine neue Hafenstadt anlegen, deren Bewohnererschaft sich ausschließlich aus Japanern zusammensetzen wird. Die Gesellschaft verpflichtet sich, die Stadt, die den Namen Rodrigues Alves erhalten wird, innerhalb fünf Jahre mit zehntausend Familien zu bevölkern. Jedenfalls ist dieses so zu verstehen, daß die Gesellschaft in der Gegend, der die Stadt als Hafenplatz dienen wird, diese Anzahl von Familien ansiedeln will. Im Staate São Paulo wollen sich die Japaner hauptsächlich mit der Seidenraupenzucht befassen, in Minas und Rio de Janeiro wollen sie sich aber der Frucht- und Reiskultur widmen. — Was würden gewisse Herren, Correa Defreitas z. B. sagen, wenn eine Deutsche Gesellschaft die Erlaubnis erhalte, an der brasilianischen Küste eine ausschließlich aus Deutschen zu bevölkernde Stadt anzulegen?

Parival Farquhar, das vor einigen Monaten vielgenannte Finanzgenie, ist am Sonnabend von Paris nach Lissabon abgereist, wo er sich auf der „Asturias“ nach Brasilien einschiffen wird. Was über die Reise dieses großen Syndikaten-Organisators gesprochen wird, ist bezeichnend für die gegenwärtige wirtschaftliche Lage und für die Weisheit gewisser sehr kluger Leute. Es heißt, daß Farquhar, der vor kurzem noch so verhaßte Farquhar, die Situation retten und das Land mit Gold überschwemmen werde. Diese Behauptung wird so begründet. Nach den heftigen Angriff in der Presse und der Bundeskammer sagte Farquhar: Jetzt können sie mich dort drüben gerne haben, und er veranlaßte, daß die Syndikaten, die in Brasilien arbeiten wollten, sofort ihre Transaktionen einstellten. Ungeheure Kapitalien waren bereit, nach Brasilien auszuwandern, Farquhar aber sagte nein, und der Mammon blieb in den Kassenschränken des Bankiers. Jetzt wolle er seine Macht zeigen. In Rio werde ihm gesagt werden, daß die Angriffe auf seine Syndikate einem unschuldigen Mißverständnis entsprungen seien und daß er selber auch einen Teil dazu beigetragen habe, denn er habe geschwiegen, wo er hätte sprechen sollen. Diese Erklärung werde Farquhar gelten lassen und sofort sich die geschlossenen Kassenschränke öffnen und einige Millionen Pfund Sterling nach Brasilien kommen lassen. Da werde wieder eitel Freude herrschen und man würde sich wieder verstehen.

**Anerkennenswerte Maßnahme.** Vor einigen Tagen haben wir berichtet, daß der Justizsekretär, Herr Dr. Sampaio Vidal, den Gedanken habe, der Besserungsanstalt minderjähriger Vagabunden eine Handwerksschule anzugliedern. Dieser Plan soll nun sofort zur Ausführung gebracht werden. Der Staatssekretär hat bereits die Schaffung eines Schulraumes angeordnet und bald wird die neue Handwerksschule ihre erzieherische Arbeit beginnen. Man wird, wie wir erfahren, fünf Handwerke unterrichten: die Mechanik, die Tischlerei, die Schmiederei, die Schusterei und die Klempnerei. Natürlich wird es den internierten Jungen freigestellt sein, den Beruf zu wählen, der ihnen am besten gefällt und zu dem er die beste Eignung zu haben glaubt. Bei der Entlassung aus dem Besserungsinstitut wird jeder Junge ein Handwerk haben, das ihm einen Tagelohn von 6—8\$ sichert. — Diese Schule wird ihren Zweck nicht verfehlen. Die Hauptursache aller Uebel ist die Abneigung gegen die Arbeit und diese kann in der Jugend durch einen guten Unterricht besiegt werden, indem der Mensch die Arbeit zu schätzen lernt.

### Bundeshauptstadt.

**Geldmarkt.** Seit langem sind die Aktien der Docas da Bahia das beliebteste Spielobjekt der wenigen Spekulanten, die heute an der Börse von Rio anzutreffen sind. Wenn gelegentlich auch einmal ein anderes Papier die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, so kehrt die Spekulation nach kurzer Zeit doch immer wieder zu den Docas da Bahia zurück. Das ist erklärlich, denn die Bauarbeiten schreiben schnell fort und die Spekulation hat schon hübsche Gewinne an diesem Papier erzielt, das bis 130 Milreis hinaufgetrieben wurde. In der vergangenen Woche freilich war kein Erfolg zu erzielen, denn Meinungsverschiedenheiten über die Volleinzahlung der Aktien und über die Zulassung zur Notierung hatten zur Folge, daß der Kurs wieder auf 70 Milreis sank. Da nämlich die Banken, bei denen Docas-Aktien lombardiert sind, Nachzahlungen verlangten, so war das Angebot groß, und auch andere Papiere verloren im Gefolge dieser Bewegung, da verschiedene Spekulanten sie auf den Markt werfen mußten, um Geld zu machen. Gerüchte über eine bevorstehende Krise, über eine drohende Börsenpanik tauchten auf, aber schließlich reduzierte sich alles auf allerdings erhebliche Verluste einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Personen. Natürlich wurde die Maklervereinigung wegen der Nichtzulassung heftig angegriffen. Wir meinen aber, daß man ihr nur zustimmen kann, denn es liegt im Interesse unseres Geldmarktes, wenn die Zulassungsstelle korrekt verfährt. Das Publikum weiß dann wenigstens, welche Papiere formell in Ordnung sind und welche nicht einmal diesen Forderungen genügen, und kann sich danach richten.

Der Kurs blieb auf 16 bzw. 16 3/32 bestehen. Die Exportwechsel waren auch in der Vorwoche knapp, da ja die Ausfuhr der neuen Kaffee-Ernte noch nicht begonnen hat. Die Konversionskasse verlor Gold für 2.921:108\$435. Sie schloß mit einem Bestande von 370.771:740\$036.

Aus dem Auslande ist nicht viel Erfreuliches über Brasilunternehmungen zu berichten. Die Brazilian Traction Company nahm eine Anleihe von 10 Millionen Dollars auf, die jedoch als ein völliger Mißerfolg betrachtet werden muß, denn die Bankhäuser blieben auf zwei Dritteln des Betrages sitzen. In London wurde eine neue Gründung eingetragen, die Rio de Janeiro Land Mortgage Investment Company

Ld., mit einem Kapital von 500.000 Pfund Sterling. Eine französisch-brasilianische Gesellschaft mit einem Kapital von 10 Millionen Franken will sich der Ausfuhr einheimischer Früchte widmen, vor allem von Bananen, Apfelsinen und Ananas. Die Leopoldina Railway hat eine Anleihe von einer Million Pfund Sterling zum Kurse von 97 bei 5prozentiger Verzinsung angekündigt.

**Kaffeemarkt.** Das Geschäft am Kaffeemarkt war äußerst gering. Es gingen wenige Aufträge ein, namentlich die Verschiffungsordres aus den Vereinigten Staaten blieben aus. Alles wartet eben auf die neue Ernte. Die unbedeutenden nordamerikanischen Geschäfte wurden auf der Basis von 9\$300 getätigt. Im übrigen stellten sich die Preise gegen die Vorwoche wie folgt (23. Mai gegen 30. Mai): Rio 9\$600 — 9\$500, New York 11,01 — 10,70, Havre 70,25 — 68,25, Hamburg 56,75 — 55,00, London 50/6 — 49/—. Die Baisse an den Konsummärkten war also nicht unbeträchtlich. Fast alle meldeten flauen Geschäftsgang mit geringen Umsätzen. Eigentlich ist das trotz der bevorstehenden Verschiffung der neuen Ernte nicht recht begreiflich, denn in Europa ist nach Unterzeichnung des Balkanfriedens eine Besserung der Marktlage mausleiblich, und über das unbefriedigende Ergebnis der Ernte 1913—14 ist man sich doch heute schon allgemein klar. Die vergleichende Regentabelle für die ersten vier Monate, die die Firma Nortz & Co. soeben veröffentlicht hat, ist auch nicht dazu angetan, die Aussichten für die neue und für die Ernte des nächsten Jahres zu bessern. Die Regenmenge während der vier ersten Monate betrug nämlich:

	Total	Monatsdurchschnitt
1909	205,67	51,42
1910	184,44	46,11
1911	184,47	46,12
1912	227,17	56,79
1913	134,47	33,62

Wir hatten in den Kaffeebezirken in diesem Jahre also viel weniger Regen als in den Vorjahren. Das heißt, daß die Bohnen sich weniger entwickelt haben und daß infolgedessen mehr Bohnen zur Erzielung einer Arroba Kaffee erforderlich sind, was ja durch die tatsächlichen Ergebnisse bereits bestätigt wurde. Das heißt ferner, daß die Entfaltung der neuen Knospen, die die Ernte 1914—15 liefern sollen, geschädigt wurde, denn die Knospen brauchen genügende Feuchtigkeit zu ihrer Entwicklung. Alles weist also eher auf eine Hausse hin als auf diesen, nur durch die allgemeine wirtschaftliche und politische Lage einigermaßen erklärlichen Preisrückgang.

**Zuckermarkt und Produktenbörse.** In Campos ist mit der Verarbeitung der neuen Ernte bereits begonnen worden, und zwar wird zunächst die Quote Demerarazucker für die Ausfuhr fabriziert, die in der Konvention festgelegt wurde. Der Zuckerpreis ist gesunken — weißer Kristall war verschiedentlich schon für 370 Reis zu haben —, angeblich weil die Zuckerfirmen der Nordstaaten die nicht unbeträchtlichen Vorräte zu plazieren suchen, die sie in Erwartung eines noch stärkeren Anstiehs der Preise zurückgehalten hatten. Da diese Bestrebungen mit dem Eintreffen des Campos-Zuckers zusammenfallen, so ist ein Preisrückgang freilich unvermeidlich.

Verschiedene Zuckerhändler hatten beim Landwirtschaftsminister gegen die im Statut der Produktenbörse stipulierte Verpflichtung protestiert, auch die außerhalb der Börse getätigten Geschäfte täglich zu registrieren. Die Produktenmakler nahmen zu dieser Eingabe in einer Versammlung Stellung und beschlossen, sich mit den Interessenten in

Verbindung zu setzen, um eine Lösung zu finden, die einerseits die Reklamanten zufriedenstellt, andererseits das regelmäßige Funktionieren der Börse nicht hindert. Unseres Erachtens gibt es eine solche Lösung nicht. Entweder werden alle Geschäfte täglich registriert und die Öffentlichkeit ist über den Stand des betreffenden Marktes stets auf dem Laufenden, was zu erzielen eine der Hauptaufgaben der Produktenbörse ist, oder die Registrierung erfolgt in Abständen, vielleicht von einer Woche, und die Öffentlichkeit bekommt solange ein falsches Bild von der Marktlage. Eine andere Möglichkeit sehen wir nicht. Wir geben gern zu, daß die tägliche Registrierung sehr unbequem ist und vertreten jede Maßnahme, die auf eine Verminderung der Unzuträglichkeiten hinzielt. Aber wir halten es für wichtig, stets ein möglichst klares Bild über die Lage des Produktenmarktes zu haben — zum Zwecke der Verhinderung ungesunder Spekulationen —, daß wir es nicht gutheißen könnten, falls die Makler sich mit der Verschiebung der Registrierungen einverstanden erklärten.

Schon wieder ein Schwurgerichtsskandal. In der Schlußsitzung der soeben abgelaufenen Schwurgerichtsperiode wurde gegen Raul d'Avila Goulart verhandelt, der am Abend des 22. August vorigen Jahres den Kriegsschüler Joaquim Salles Torres Homem in brutaler Weise niederschloß. Joaquim Salles Torres Homem war ein Sohn des Generals Torres Homem, so daß man eigentlich hätte erwarten sollen, die Geschworenen würden mit Strenge vorgehen. Aber Raul d'Avila Goulart hat einen reichen Mann zum Vater und außerdem zum Schwager den bekannten Dr. Ataliba de Lara, der auch die Verteidigung übernahm. Die Vorgeschichte dürfte unseren Lesern nicht mehr erinnerlich sein, weshalb wir sie hier kurz rekapitulieren. Der 19-jährige, schwächliche Torres Homem „poussierte“ ein Mädchen in der Rua José Hygino. Der gleichaltrige Raul Goulart, ein robuster Geselle, der aus der Kriegsschule hinausgetan worden war, beherrschte mit einer Bande ähnlicher Rowdies die Jugend der Gegend und beanspruchte die Vergebung der „Pousaden“. Er untersagte also dem jungen Torres Homem, weiter mit dem Mädchen in der Rua José Hygino zu flirten, und als dieser sich nicht an sein Verbot kehrte, stellte er ihn an jenem Abend und schoß ihn nieder. Der Schwerverletzte wurde nach einer naheliegenden Apotheke gebracht, wo er nach wenigen Minuten den Geist aufgab. Dem Mörder aber gelang es, unter dem Schutze der Dunkelheit zu entfliehen. Er ist bis heute nicht ausfindig gemacht worden — der Vater ist ja nicht umsonst reich! —, so daß in Abwesenheit des Angeklagten verhandelt werden mußte. Am Schluß der Verhandlung formulierte der Gerichtspräsident folgende Fragen: 1. Hat Raul auf Torres Homem die beiden Schüsse abgegeben, die die in den Akten beschriebenen Verletzungen hervorriefen? 2. Waren diese Verletzungen die Ursache des Todes des Torres Homem? 3. War der Tod eine Folge der Körperkonstitution des Verletzten? 4. War der Tod eine Folge davon, daß der Verletzte die durch seinen Zustand geforderten hygienischen Vorschriften nicht befolgte? 5. Wurde die Tat mit überlegenen Waffen vollführt, so daß der Angegriffene sich nicht mit Aussicht auf Erfolg verteidigen konnte? 6. Sind mildernde Umstände vorhanden?

Die trefflichen Geschworenen brachten es fertig, die Tatfrage (Nr. 1) zwar zu bejahen, aber zu verneinen, daß die Verletzungen die Todesursache waren (Nr. 2), daß der Tod eine Folge der Körperkonstitution des Verletzten war (Nr. 3) und daß der Angriff mit überlegenen Waffen und ohne die

Möglichkeit erfolgreicher Verteidigung ausgeführt wurde (Nr. 5). Dagegen kamen sie zu der Ueberzeugung (!), daß der Tod des Torres Homem eine Folge davon war, daß der Verletzte die durch seinen Zustand geforderten hygienischen Vorschriften nicht befolgte (Nr. 4), weshalb sie dem Angeklagten mildernde Umstände zubilligten (Nr. 6). Zynischer konnte der Gerechtigkeit nicht Hohn gesprochen werden, als durch die Behauptung, der unbewaffnete, schwächliche Kriegsschüler habe dem mit einem Revolver bewaffneten, robusten Mörder erfolgreich Widerstand leisten können, und der Tod, der wenige Minuten nach der Tat eintrat, hätte vermieden werden können, wenn Torres Homem ärztliche Hilfe in Anspruch genommen und für ordentliche Wundbehandlung gesorgt hätte! Im Vergleich mit diesem Verdictum sind die Wahrsprüche der Paulistaner Geschworenen, die den Angeklagten mit Vorliebe völlige Sinnesverwirrung zubilligen, weise und gerecht zu nennen, denn die Sinnesverwirrung ist schließlich etwas Mögliches. Hier aber wurde schlankweg Unmögliches von Rechts wegen festgestellt. Das Urteil lautete entsprechend auf die niedrigste zulässige Strafe von einem Jahre Gefängnis. Merkwürdiger Weise scheint sich der Staatsanwalt bei dem Skandal beruhigt zu haben, denn es verlautet nichts, daß er Berufung einlegte.

„Bonnot“ in Rio de Janeiro. Unsere Leser werden sich noch erinnern, daß wir vor etwa zwei Monaten in mehreren längeren Notizen die Befürchtungen aussprachen, daß die Kastenplage, über die man sich zwar ärgert, die man aber nicht sehr tragisch nimmt, weil die von diesen widerlichen Gesellen ausgebeuteten Frauen ja außerhalb jeder Gesellschaft stehen, in eine allgemeine Gefahr ausarten könne. Damals wiesen wir auf einen gewissen Kahin Kuschinow hin, in dem wir die „Talente“ eines „Bonnot“ vermuteten. Dieser Mann — er kann russischer Jude aber ebenso gut auch Armenier sein — hat nach den Angaben der „Gazeta de Noticias“ den Ruf eines Banditen allerersten Klasse. Seine elegante Erscheinung, sein sicheres Auftreten und seine großen Sprachkenntnisse, die er alle in den Dienst des Verbrechens stellt, machen ihn zu einem sehr gefährlichen Menschen und er mußte nur noch eine aus dem Rahmen des Alltäglichen fallende Tat begehen, um seine Gefährlichkeit ganz besonders zu unterstreichen. Dieses ist jetzt geschehen. Kuschinow war schon zweimal aus Brasilien ausgewiesen, aber er war wieder zurückgekehrt und hatte in der Avenida Gomes Freire eine Zuhälterin überfallen, sie beinahe erwürgt und ihr wertvolle Schmucksachen geraubt. Der Polizei gelang es, seiner habhaft zu werden und diesmal sollte er nicht mehr ausgewiesen, sondern wegen Raubmordversuchs von dem Schwurgericht abgeurteilt werden. Dieser Entschluß war der einzig richtige, denn der Verbrecher wäre hinter den Zuchthausmauern besser aufgehoben gewesen als hinter dem Ozean, aber leider gelang es nicht, den kostbaren Vogel im Käfig zu behalten. Gleich nach dem Bekanntwerden des Entschlusses, Kuschinow zu prozessieren, wurde unter seinen „Kollegen“ eine Sammlung eingeleitet, aus deren Ertrag man einen gewandten Advokaten nahm, und als dessen Schikanen den Gang des Prozesses nicht aufhalten konnten, da wurde ein Fluchtplan entworfen und mit Erfolg durchgeführt. Kuschinow simulierte sehr geschickt Wahnsimmsanfälle und das Resultat war, daß er zur Beobachtung nach der Irrenanstalt geschickt wurde. Dort benahm er sich so, wie eben ein Paranoiker sich zu benehmen pflegt; dann und wann hatte er aber „lichte Augenblicke“ und diese trafen gewöhnlich dann ein, wenn er Be-

suche empfing. Unter den Besuchern befand sich ein junger Russe, der sich Kats nannte und sehr anständigen Eindruck machte. Den Wächtern fiel an dem Manne absolut gar nichts auf und sie freuten sich vielleicht sogar, daß sein Erscheinen den „Verrückten“ immer beruhigte. — Am Dienstag morgen um acht Uhr wurde die Flucht durchgeführt, und zwar vor den Augen der Wächter. Da kam ein Auto angesaust, an dessen Steuer eben dieser Kats saß. Kuschinow schwang sich über die Mauer, das Auto hielt — und im nächsten Augenblick ging es wieder los mit einer Geschwindigkeit, mit der nur ein Chauffeur aus der Schule Bonnots fahren kann. Das Auto wurde einige Minuten später in der Avenida Rio Branco, auf dem Largo São Francisco de Paula und dann in der Rua dos Andradas gesehen — da entschwand es aber den Blicken und fort waren Kats und Kuschinow. — Kann nun dieses edle Brüderpaar, zu dem als dritter im Bunde noch ein gewisser Simon Rubens gehören soll, nicht Heldentaten verrichten, die den gesitteten Bürgern die Haare sträuben machen? Die dazu geeigneten Männer scheinen sie zu sein und es hängt alles nur davon ab, ob sie die Lust haben, Rio de Janeiro zum Schauplatz ihrer Tätigkeit zu machen.

**Streikbewegung.** Kaum ist der Streik der Heizer und Kohlentrimmer unserer Handelsmarine beendet, da ist auch schon ein neuer Streik ausgebrochen. Die Stewards führen Klage, daß sie nicht nur für viele Arbeit schlecht bezahlt werden, sondern auch obendrein noch alles zerbrochene oder verschwundene Geschirr usw. bezahlen müssen, selbst wenn das Verschulden bei den Passagieren liegt. Von ihren 80 Milreis Monatslohn gehen regelmäßig 20 bis 30 Milreis für Bruch ab. Dieser Streik sollte schon früher beginnen, wurde dann aber verschoben, weil der Ausstand der Heizer nicht geschädigt werden sollte. Vorgestern nun sollte ein Steward vom Dampfer „Itassuce“ Bruchgelder zahlen, weshalb sich eine Kommission von Stewards beschwerdeführend an den Hafenskapitän wandte. Dieser bezeichnete die Forderung als Erpressung und riet den Leuten, unter keinen Umständen zu zahlen. Auf diesen Bescheid hin beschloß das Centro Marítimo, die Vereinigung der Seeleute, den Ausstand. Sie sandte ein Motorboot mit einer Kommission von sieben Mitgliedern aus, um die Streikwilligen von den verschiedenen Dampfern abzuholen. Als das Motorboot sich aber dem „Itassuce“ näherte, erschien ein Fahrzeug der Hafenpolizei mit einem Subinspektor, der sämtliche Streiker verhaftete. Alles Protestieren half nichts: die Verhafteten wurden am Kai von einem Polizeiauto erwartet, das sie nach der Polizeidirektion brachte, wo sie zur Verfügung des Herrn Belisario Tavora in Haft behalten wurden. Wenn die Polizei glaubt, auf diese Weise der Streikbewegung unter den Seeleuten ein Ende machen zu können, so irrt sie sich ganz gewiß. Durch derartige Gewaltmaßregeln werden die Leute ja erst recht erbittert, zumal wenn auf der anderen Seite der Hafenskapitän, also auch eine Amtsperson, sie in ihrem Widerstande bestärkt.

**Beulenpest.** Das bakteriologische Laboratorium des Gesundheitsamtes hat den Befund des Arztes vom Hospital São Sebastião bestätigt, daß der in der Rua Municipal Nr. 8 plötzlich schwer erkrankte Hermenegildo Correa die Beulenpest hat. Die Seuche, die man schon ganz beseitigt glaubte, ist doch wieder zurückgekehrt und das Gesundheitsamt muß nun alles aufbieten, um den Ausbruch einer Epidemie zu verhindern.

**Pocken in Petropolis.** In der schönen und gesunden Gebirgsstadt Petropolis sind mehrere Pockenfälle vorgekommen. Die Krankheit hat aber noch

einen milden Charakter und man hofft, sie bald besiegen zu können, denn Petropolis ist für die Ausbreitung einer Epidemie dank seiner Reinlichkeit und seiner vorzüglichen Lage wohl am allerwenigsten geeignet.

**„Bonnot“ in Rio de Janeiro.** Der Polizei ist es glücklicherweise gelungen, den gefährlichen Banditen Kahim Kuschinow, dessen Flucht aus der nationalen Irrenanstalt wir gestern meldeten, wieder gefangen zu nehmen. Die Festnahme geschah im Hause eines Freudenmädchens namens Sarah durch den Delegado Dr. Ferreira de Almeida, der für diese Tat eine uneingeschränkte Anerkennung verdient. Kuschinow hatte allem Anschein nach der fluminenser Polizei nicht viel zugetraut, und deshalb nahm er sich so wenig in acht, daß er sogar ein Frauenzimmer aufzusuchen wagte, zu dem er schon früher Beziehungen unterhalten hatte. Die Nachforschung nach ihm war dadurch wohl sehr leicht, wenn man sich aber daran erinnert, wie die Pariser Polizei sich Leuten vom Kaliber Kuschinows gegenüber benahm, da verdient unsere Polizei, die sofort festzugriff, doch ein volles Lob. Kuschinow wird nun weiter auf seinen Geisteszustand hin untersucht werden, vorläufig aber nicht in der Irrenanstalt, sondern im Gefängnis, wo der Bandit jedenfalls besser aufgehoben ist. — Es heißt, daß Kuschinow in Odessa an verschiedenen Banküberfällen beteiligt gewesen sei. In diesem Falle wäre es aber doch vielleicht ratsam, die dortige Polizei zu verständigen und diese müßte dann seine Auslieferung verlangen. Auf diese Weise würde man ihn am allerbesten los werden, denn in Odessa wäre er sehr gut aufgehoben — und das vielleicht in des Wortes allerkrassesten Bedeutung.

**Der Brand der Nationaldruckerei.** Das heftige Schadenfeuer, das vor anderthalb Jahren einen großen Teil der Nationaldruckerei zerstörte, ist heute ebenso vergessen wie Herr Armenio Jouvin, der damals leider an der Spitze jenes wichtigen Staatsbetriebes stand. Zuweilen freilich wird Herr Jouvin seinen Zeitgenossen durch eine minder erfreuliche Nachricht ins Gedächtnis zurückgerufen, und vorgestern wurden wir auch an den Brand erinnert, von dem es damals hieß, er sei von dem Direktor selbst angelegt worden. Vorgestern nämlich ließ der zweite Hilfsdelegat die Untersuchungsakten über die Entstehung jenes Brandes dem zuständigen Richter zugehen. Die Untersuchung ist von dem Vorgänger des jetzigen zweiten Hilfsdelegaten, dem Dr. Hugo Braga, geführt worden und kommt zu dem Schlusse, daß der Brand durch Zufall entstanden sei. Angesichts dieses Herrn Jouvin entlastenden Schlusses muß man sich eigentlich wundern, weshalb die Untersuchungsakten so lange auf der Polizei liegen blieben. Wir sind gewiß, daß irgend eines der dem Exdirektor besonders „befreundeten“ Blätter aus dieser Verzögerung Anlaß nehmen wird, ihm noch nachträglich eins auszuwischen.

Ein schweres Automobil-Unglück ereignete sich in der Rua Figueira de Mello am Straßenübergang der Leopoldina Railway. Ein von dem Chauffeur Victor Prisciuzzi geführtes Auto stieß dort mit einer Lokomotive zusammen. Das Fahrzeug wurde völlig zertrümmert und die Insassen herausgeschleudert. Der Chauffeur kam mit leichten Verletzungen davon, seine Fahrgäste aber, die 46 jährige Frau Maria Candida da Silva und der 17 jährige Antonio Rodrigues Bittencourt, wurden sehr schwer verletzt. Frau Silva wurde bewußtlos ins Krankenhaus eingeliefert und starb dort im Laufe der Nacht. den Chauffeur trifft diesmal keine Schuld, sondern die Untersuchung hat ergeben, daß das Verschulden auf seiten der Bahnbeamten liegt. Ob der Lokomo-

tivführer oder der an dem Uebergange postierte Bahnwärter der Verantwortliche ist, konnte jedoch noch nicht aufgeklärt werden.

## Eine Kugel ins Herz

Kriegserinnerung aus Transvaal.

Am Fuße des Hügels steht ein auffälliges Steinhaus, dessen Dach sich nach Norden neigt. Rechts als Anbau eine kleine Küche, aus rotgestrichenen Petroleumkannen erbaut. Auf der anderen Seite ein klägliches Schuppen, der dem Federvieh nachts als Schlupfwinkel dient. An der Mauer hinterm Hause entlang eine Reihe mit Wasser gefüllter Petroleumbehälter.

Das einzige, was den Vater Knoles noch interessiert, sind diese Behälter aus Blech und der weiße Hahn, der mitten unter seinen Hühnern paradiert. Er macht einen weiten Marsch, um Wasser zu holen und die ersten zu füllen, und verbringt die übrige Zeit, indem er vor den Hahn Körner hinwirft.

Wenn man am Abend durch die düsteren, steilen Straßen von Bramfontein blickt, gewahrt man das Steinhaus, das sich vom Himmel abhebt. Wie die Masten einer Fischerflotte ragen im Hintergrunde die Kranen der Steinbrüche empor.

Es ist am Heiligen \* \* \*

Auf einem Stuhl mit Hundszahngewebe sitzt Vater Knoles vor einem Tisch. Der arme neunzigjährige Greis ist fast ein Kind. Die Ellbogen auf den Knien, das Kinn in die Hände gestützt, hält er eine kurze Pfeife in seinem zahlosen Munde und müht sich vergeblich ab, ein Rauchwölkehen herauszuziehen.

Eine Hornbrille auf der Nase, sitzt „die Alte“, sein Weib, ihm gegenüber. Sie sucht in einer alten, abgegriffenen Bibel und wischt sich hin und wieder die Stirn mit einem roten Taschentuch.

Plötzlich springt der Alte auf.

„Was ist denn das?“ fragt er mit erschrockener Stimme und blickt in die Höhe.

„Nichts. Die Jungens lassen Frösehe knallen,“ antwortet die Alte und sucht noch immer in dem heiligen Buche.

„Warum Frösehe?“ fährt der Alte fort, und läßt die Pfeife seinen Händen entgleiten.

„Es ist ja Heiliger Abend heute,“ erwidert trocken die Alte.

Vater Knoles schüttelt den grauen Kopf und nach vielen Schwierigkeiten gelingt es ihm endlich, die Pfeife wieder aufzuheben.

In diesem Augenblick tritt eine junge Frau ein und setzt sich auf das Bett, das die Hälfte des Zimmers einnimmt.

„Anny,“ sagt der Greis, „gib mir ein wenig Feuer.“

Anny steht auf und reicht ihm ein angezündetes Streichholz. Vergeblich müht sich der Alte, seine leere Pfeife anzustecken, schüttelt von neuem den Kopf und sieht traumverloren vor sich hin.

„Was ist das denn, Weihnachten?“ fragt er plötzlich. „Ich kenne es nicht.“ Die alte Frau rückt die Brille auf der Nase zurecht und wirft ihrem Manne einen geringschätzigen Blick zu.

„Bist du verrückt geworden, Knoles? Du weißt doch recht gut, heute ist der Geburtstag unseres lieben Heilandes.“

„Ah . . .!“ antwortete der Alte und wiegt sinnend den Kopf.

„Warte nur, ich lese dir etwas vor,“ fährt die Alte fort.

Und nach abermaligem Suchen in dem alten, fleckigen Buche beginnt sie:

„Dies trug sich zur Zeit des Königs Ahasverus . . .“

„Mama vertut sich!“ ruft Anny aus. „Das ist ja im alten Testament. Das Evangelium St. Lukas mußst du aufschlagen.“

Bewundernd blickt die Alte ihre Tochter an.

„Ich habe ja immer gesagt, daß Anny noch eine Gelehrte wird. Selbst als sie noch ein Kind war, weißt du noch, Knoles, wie gut sie da schon antworten konnte?“

Noch immer in Gedanken verloren, hat Knoles nichts gehört. Er öffnete die zitternden Lippen und mit kraftvoller Stimme wiederholte er mehrere Mal:

„Weihnachten . . . Weihnachten . . .“

„Ja, ja, Vater, Weihnachten! Du weißt doch wohl, wenn die Engel singen: Halleluja! Friede auf Erden!“

„Unser Jani wurde von einem Flintenschuß kalt gemacht . . .“ sagt der Greis und zum ersten Male richtet er den Blick auf seine Frau.

Die Alte setzt die Brille ab und sieht ihn traurig an.

„Und Gjert,“ fährt die Alte fort, „wurde er nicht auch von einer Kugel getroffen . . . mitten ins Herz . . .?“

Die Frau wischt sich die Augen, die von Tränen übergehen. Wieder versinkt Knoles in Gedanken, während er noch immer vergeblich an der Pfeife saugt.

„Begreifst du das, Anny?“ fragt die Mutter. „Er besinnt sich sonst auf nichts, rein gar nichts mehr, und nun spricht er von deinen Brüdern, die in der Weihnachtszeit gefallen sind . . . Komm, Kind, schenk mir einen Schluck Kaffee ein und lies mir die Stelle des Evangeliums vor: Friede auf Erden, Halleluja!“

Mit seinen vertrockneten Fingern richtet Knoles die Kerze wieder auf, die sich im Leuchter zur Seite neigt. Und als das alte Mütterchen ihn fragt, ob er ein wenig Kaffee wünsche, antwortet er, den Blick regungslos auf ein unvergeßliches, ewig unvergeßliches Traumbild gerichtet:

„Ein Flintenschuß . . . eine Kugel mitten ins Herz . . . mitten . . . ins Herz . . . Friede auf Erden! Halleluja!“ — — —

## Die ungehörte Glocke.

Von Wilhelm Schmidtbonn.

Auf einem grünen Hügel steht mein Haus. Der Hügel war in der Urzeit eine Insel. Im Süden glüht noch der See der Urzeit als ein rotes Moor bis zu den schneeweißen Bergen hin. Es treibt den Herzschlag mit seltsam wühlender Kraft hoch, auf der höchsten Rundung dieses Hügels zu stehen: die Augen betten sich, Ruhe empfangend, in die Ruhe des Urgebirgs vorn, hinter dem Hügel aber tosen die Züge, die sich in Fels und Eis der Alpen einbohren, um erst in den gebreiteten Reisfeldern Oberitaliens wieder freien Weg zu gewinnen; hier blitzen, zwischen einzelnen Büschen, unablässig die Autos, die erwartungsvolle oder scheidend sich umdrehende Menschen aus der Rauchluft der Städte zu den Wäldern und Wasserstürzen der Berge oder aus den Bergen zurück in die Städte bringen.

Einmal, nachdem ich viele Abende oben gestanden, hörte ich ein unvermutetes Läuten. Aus der versteckten Tiefe unter mir. Es mußte ein seltener Wind heraufwehen. Am nächsten Tage fand ich eine Kapelle unten, dicht an das rote Moor gestellt, aber noch mit weißer Mauer aus grünem Gras sich hebend.



Auf einem kleinen Zwiebelturm die neublechernen Ziffern 1910. Darunter aber eine fensterlose Wand, mit schwarzbemoosten Holzschindeln bedeckt, in die Wand eingeschnitten ein sehr niedriger Türbogen. Sofort entstand durch Zauber ein Bild: Menschen ganz versunkener Zeiten, die durch den Bogen gebückt in die enge Halle gehen. In einer eckigen Höhlung der Mauer lagen Knochen und Schädel unverwahrt übereinander, so daß ich sie in die Hand nehmen konnte. Innen hinter Glas stand eine gotische, ja, eine gotische Bibel, schwarz zund rot auf Pergament gemalt, und ein trotz Glas ganz verwitterter Kelch aus einer Kokosnußschale gefertigt in einer Zeit, da eine Kokosnuß noch ein angestauntes Wunder sein mochte.

Neben der Kapelle fand sich in einem braunen Holzhaus ein Weiblein, an deren Wohnrecht Kinder, Ziegen, Hühner in gleich unbeschränktem Maße teilhatten. Ich las bei ihr, daß das Kirchlein das älteste in Oberbayern sei, unter Karl dem Großen dahingebaut, als hier noch Urwald stand und die ersten Männer kamen, die die Bäume abschlugen und sich Häuser bauten. Heute ist von Wald und Häusern nichts mehr zu sehen. Nur die Schädel der alten mutigen, einsamkeitsstarken Pioniere liegen noch übereinander in der Nische, und jeder kann sie in die Hand nehmen, ehrfürchtig oder spottend, von welcher Art Mensch er ist. Auch der Mauersockel steht noch, gekrümmt. Der Bogen der Tür, geduekt. Wirkliches Leben aber hat nur noch die Glocke. Sie läutet noch, blechern, in einem Mißton, da sie gesprungen ist. Sie läutet noch, obwohl Häuser und Menschen, für die sie aufgehängt ist, längst dahin sind. Das Weiblein zieht nach einer alten Stiftung jeden Morgen, Mittag und Abend am Strick der Schelle, obwohl nur gerade ich einzelner Mensch und nur, weil gerade ein verwehter Luftzug heraufblies, den Klang einmal auffing.

Die Frau war sich des Unzwecks ihres Tuns bewußt. Es dünkte ihr allzu wenig freudebringend, nur dem geringen Gras, der einzelnen Tanne und dem lleren Moor zu läuten. Sie sprach das nicht aus. Aber ich sah die Art Trauer die ihr Gesicht überglänzte. Es war mir nun bestimmt, dieser Frau, der das Haar wirr und in starren Strähnen um die Stirn stand, einem schwarzen Strahlenkranz ähnlich, eine Freude zu schenken. Ich sagte ihr, mit der geringen Bedeutung, die dem zukam: daß wir in unserem Haus ihr Glöcklein hören könnten. Obwohl das in dieser Form eine Lüge war, fand ich keine Zeit, meine Behauptung auf die Spitze des Hügels und den besondern Wind einzuschränken. Denn die Frau sah mich wortlos an und erglühte, als ob plötzlich Sonne auf ihr Gesicht getroffen sei. Die Trauer war von dem Gesichte ganz fortgenommen. Ich erkannte, obwohl sie das nicht aussprach, daß ihr jetzt ihr tägliches Tun nicht mehr ganz verloren erschien. Darum wieder nicht mehr ganz verloren erschien. Darum widerrief ich meine kleine Lüge nicht.

Als ich kaum hundert Schritt über die Kapelle wieder hinausgestiegen war, fing das Weiblein, obwohl es noch eine gute Viertelstunde bis zur rechten Zeit war, geschwind und ausgiebig zu läuten an. Wohl, um mir eine Freude wiederzugeben oder um es selber einmal mit anzusehen, wie jemand ihr Geläute höre. Vielleicht aber war sie schon übernützig geworden und kam sich mit ihrer zersprungenen Schelle schon unentbehrlich vor.

## Praktische Winke

Etwas von der „gemütlichen Petroleumlampe“. — Trotz Gas und Elektrizität be-

hauptet sich die Petroleumlampe mit ihrem stillen, gedämpften Lichte doch immer noch, selbst in der Großstadt. Sie wird hervorgeholt, wenn sich die Hausfrau an den Nähtisch setzt, oder sie erhellt den Schreibtisch, an dem ein Fleißiger die halbe Nacht hindurch arbeitet. Und dann ist sie allen Landbewohnern die Lichtspenderin geblieben, die sie das helle elektrische Licht nicht so sehr vermissen läßt, wenn die Lampe nicht gerade ihre „Mucken“ hat. Ist dies aber der Fall, dann kann den bei dem trüben Schein und unangenehmen Dunst Arbeitenden manchmal wohl eine Wut paeken, daß er die alte Freundin am liebsten in Scherben zu seinen Füßen sähe. Aber woher kommen die „Mucken“? Eine Leserin vom Lande gibt ihren Mitlerinnen, die, wie sie, noch an der Petroleumlampe festhalten, folgende gute Ratsschläge: 1. Putze Deine Lampen selber, überlasse diese Arbeit nicht den Dienstboten, sie werden es selten so sorgfältig machen, wie es notwendig ist. Die Hände schützt man leicht durch alte Glaeéhandschuhe. 2. Der Docht darf nicht beschnitten werden. Man wische ihn erst mit Papier, dann mit einem alten Leinenlappen sorgfältig ab; darauf drücke man ihn fest in die Hülse zurück, dadurch wird der Rand gleichmäßig hoch. 3. Man Sorge dafür, daß nirgends an der Lampe etwas von dem abgewischten, verkohlten Docht liegen bleibt, denn diese Krumen sind mit Petroleum getränkt und dunsten, sobald sie erwärmt werden, also wenn die Lampe angezündet wird. Selbstverständlich muß der Docht zum Brenner passen, namentlich darf er nicht zu dick sein. Die Folge davon ist dann, daß man beim Schrauben Gewalt anwendet und den Brenner ruiniert. Auch geben harte Döchte ein schlechtes Licht. Wer diese Gebote beachtet, wird keinen Aerger mit seinen Lampen erleben und braucht auch nicht mehr allzu neidisch auf seine Mitschwester zu blicken, die durch einen Druck auf den Knopf ihre Wohnung in elektrischem Lichte erstrahlen lassen können. Die gemütliche alte Petroleumlampe hat auch ihr Gutes, man muß nur liebevoll auf ihre Eigenart eingehen.

Mäuse kann man durch Terpentin aus Häusern vertreiben. Der Geruch des Terpentins ist den Mäusen sehr zuwider. Man kann Lappen damit bestreichen und sie in die Löcher legen oder an solche Orte, wo man die Mäuse gern verschrecken will. Nach Verlauf von 14 Tagen taucht man die Streifen von neuem ein.

Um Zink so blank wie Silber zu putzen, wird dasselbe mittels eines wollenen Lappens mit Aschenlauge gefegt und dann mit einem trockenen Tuche mit zu Mehl gestoßenem Salz poliert.

Handschuhe auf eigene Weise zu färben. Es scheint wenig bekannt zu sein, daß man weiße Handschuhe schön und glänzend orange-gelb färben kann, wenn man sie in eine heiße Abkochung von Zwiebelschalen (äußere Häute der Kochzwiebeln) legt. Die Farbe soll ganz beständig sein und auch Färben widerstehen.

Mittel zum Kräuseln der Haare. Man schlage den Dotter eines Eies mit einer Tasse feinen Regenwassers, wende dieses Mittel warm zum Einreiben an und wasche alsdann den Kopf mit warmem Wasser ab.

Wie man Korken aus Flaschen mühe-los entfernen kann. Nicht immer gelingt es, Korke aus Wein- oder anderen Flaschen, die hineingeglitten sind, wieder herauszuziehen. Nachstehendes Mittel aber versagt niemals und ist bei Flaschen — anzuwenden. Man fertigt den „Korkfänger“, indem man an einem Ende eines starken Bindfadens so viele Knöpfe übereinander befestigt, daß der nun gebildete große Knauf nur noch knapp durch den

Flaschenhals geht. Durch Schütteln leitet man den Pfropfen in den Flaschenhals, so daß sich das Knopfbündel hinter dem Kork befindet, zieht an — und der widerspenstigste Pfropfen geht mühelos heraus.

Bambusmöbel, auch mit Rohrgeflecht versehene Gegenstände, werden öfter mit kaltem Wasser und Salniak abgewaschen, sofort mit einem Wolltuche trocken gerieben und zuletzt mit einem Flanellappen nachgerieben, den man in eine Mischung von gleichen Teilen Terpentinöl und gereinigtes Leinöl getaucht hat. Rohrsitze werden mit verdünntem Zitronensaft ab- und dann trocken gerieben. Farbige Bambusmöbel darf man nur mit einem Schwamm, der mit Boraxwasser angefeuchtet wird, sanft abwischen, und muß sie sofort mit einem weichen Tuch trocken reiben.

## Vermischtes

Die Tanzgräfin. Eine der vornehmsten Damen der Gesellschaft Petersburgs, die Gräfin Lamsdorff, die Witwe eines Generals, veröffentlicht jetzt Erinnerungen aus ihrem Leben, die in den vornehmen Kreisen der russischen Hauptstadt ein ziemlich beträchtliches Aufsehen hervorrufen. Die Gräfin stellt darin eine originelle Statistik ihrer Leistung im Ballsaale auf, über die sie außerordentlich gewissenhaft Buch geführt zu haben scheint. Sie hat, so schreibt sie, vor ihrer Verheiratung an 525 Bällen und nach ihrer Verheiratung an 557 teilgenommen. Als junges Mädchen wurden ihr auf verschiedenen Bällen 18 Heiratsanträge gemacht und als junge Frau mußte sie, bei gleichen Gelegenheiten nicht weniger als 272 Liebeserklärungen anhören. Genau 100 Male drohte man ihr, sich zu erschießen, wenn sie die ihr entgegengebrachten Gefühle zurückwiese. Die Gräfin hat im ganzen 2934 Quadrillen, 4500 Walzer und 500 Polkas getanzt. Sie kann sich auf 1700 Herren, mit denen sie tanzte besinnen. Davon waren, nach ihrem für das starke Geschlecht nicht eben sehr schmeichelhaften Zeugnisse, 1250 ausgesprochen dumm, 300 langweilig, 125 gleichgültig, 22 nett und nur 3 geistreich. Die Strecke, die sie im Tanz während ihres Lebens zurückgelegt hat, schätzt die Gräfin Lamsdorff auf 15 000 Meilen. . . .

Das ideale Dienstmädchen. Die „Pall Mall Gazette“ berichtet über eine Szene, die sich jüngst in einem Londoner Vermittlungsbüro für Dienstboten abgespielt haben soll. Eine Dame, die von ihrem Dienstmädchen treulos im Stich gelassen worden war, trat in den „Salon“ der Stellenvermittlerin und wählte unter den Mädchen, die in Reih und Glied an der Wand saßen und die Herrschaften musterten, eines, das recht bescheiden und freundlich aussah. Man kann sich die Freude der Dame vorstellen, als das Mädchen sich als die wirkliche, so sehnsüchtig gesuchte Perle erwies; es entspann sich nämlich nachstehendes Zwiegespräch:

„Würden Sie gern auf dem Lande leben?“

„Ja, gnädige Frau!“

„Ich habe aber mehrere Kinder.“

„Umso besser; ich liebe die Kinder.“

„Sie müßten kochen, Sonntags auch backen und mir bei der Näharbeit helfen.“

„Das ist gerade das, was ich wünsche; ich könnte auch waschen, wenn Sie wollten . . .“

„Ich kann Ihnen aber jede Woche nur einen freien Tag geben . . .“

„Wenn Sie gestatten, verzichte ich auch auf diesen einen freien Tag, da ich am liebsten zu Hause bleibe.“

„Aber Sie sind ja das Ideal eines Dienstmädchens!“ rief die Dame voll Begeisterung aus. In diesem Au-

genblick betrat ein Mann in Uniform das Zimmer und unterbrach die Unterhaltung in jäher Weise. „Entschuldigen Sie“, sagte er zu der Dame, während er den Arm des idealen Dienstmädchens ergriff, „ich muß das Mädchen hier in's Irrenhaus zurückbringen; es ist gestern von dort entwichen.“ Der Mann legte grüßend die Hand an die Mütze, die Dame war einer Ohnmacht nahe. Das ideale Dienstmädchen war wieder einmal nur ein Traum gewesen!

Das Suffragettenarsenal. Der Londoner Polizei ist in diesen Tagen ein guter Fund geglückt. Sie hat nämlich ein Zweigarsenal der Suffragettenkampfvereinigung entdeckt, das in dem Atelier einer Porträtmalerin untergebraucht war. Die Arsenalblüherin selbst, namens Olive Hocken, hatte versucht, die Baulichkeiten des Golfplatzes zu Rochampton in Brand zu stecken. Als sie sich hierbei entdeckt sah, ergriff sie die Flucht, ließ jedoch eine Handtasche zurück, die eine vollständige Sammlung gefährlicher Suffragettenwerkzeuge enthielt — nebst einer Adresse der Eigentümerin. So kam man der Malerin und ihrem Arsenal auf die Spur. Das große Arsenal selbst enthielt Flaschen, die mit Säuren und ätzenden Flüssigkeiten gefüllt waren, wie sie die Suffragetten zur Vernichtung von Briefschaften in den Postkästen verwenden. Drahtseeheren, große Mengen von Zündstoffen, Werkzeuge aller möglichen Handwerke, und von den Suffragetten eigens konstruierte Zerstörungsgeräte, als da sind zusammenlegbare Stöcke, an die oben ein Stein gebunden wird, so daß selbst gewöhnlich nicht erreichbare Fensterscheiben eingeschlagen werden können, fanden sich dort vor. Ferner gab es eine große Anzahl falscher Autonummern und ähnlicher Dinge, die eine Flucht begünstigen sollten, mehr.

Eine gelungene Bestechung. Kam da ein Bauer zum Advokaten und bittet ihn, einen Prozeß gegen den Nachbarn zu übernehmen. Der Rechtsanwalt hielt den Fall für juristisch aussichtslos, er wollte ihn ablehnen, aber schließlich übernahm er doch die Vertretung des hartnäckigen Bäuerleins, allerdings nicht, ohne dem Kläger vorher zu sagen, daß unter allen Umständen sein Gegner triumphieren werde. Der Bauer überlegt hin und überlegt her. Plötzlich fragt er: „Glauben Sie nicht, Herr Fürsprecher, daß das gut wäre dem Richter zwei Hasen zu schicken?“ „Aber ums Himmels willen, begehen Sie bloß nicht eine solche Dummheit; damit wäre Ihre Sache endgültig verloren.“ „Nun gut“, meint der pffiffige Landmann, „sprechen wir nicht mehr davon“, und ging seiner Wege. Zehn Tage später ist Termin. Der Rechtsanwalt plädiert ohne Feuer und Ueberzeugung; wie groß ist sein Erstaunen, als sein Klient vom Gericht in allen Punkten Recht erhält. Der Gegner wird verurteilt, das Bäuerlein triumphiert. Mit pffiffigem Lächeln tritt er zu seinem Anwalt heran und klopf ihm freundlich auf die Schulter. „Na, Herr Fürsprech, sehen Sie nun, wie meine zwei Hasen ihren Zweck erfüllt haben!“ „Wie, Sie haben es gewagt, dem Richter die Hasen zu schicken?“ „Und ob“, antwortet der Bauer stolz, „nur, daß ich sie im Nansen meines Gegners geschickt habe.“

Gut abgeführt. Ein Russe, der mit einem Deutschen in einem Eisenbahnkupee ein Gespräch anknüpft und sich dabei hochmütig als ein Feind Deutschlands zu erkennen gibt, richtet an diesen die dreiste Frage: „Was werden Sie machen, wenn die Kosaken nach Berlin kommen?“ — Der Deutsche gibt ihm hierauf gelassen zur Antwort: „Sie können ganz beruhigt sein, mein Herr; bei uns Deutschen werden Kriegsgefangene human behandelt.“



## Die Weltausstellung in San Francisco

Von Walter W. Schultz.

San Francisco, 8. Mai.

In der ganzen Welt konzentriert sich heute ein Interesse auf den Panama-Kanal, die Möglichkeiten, die durch seine Entstehung geschaffen werden, den Einfluß, den er auf die Handelswelt haben wird und den Aufschwung, welchen die Städte nehmen werden, die der Durchfahrt zunächst gelegen sind. Es ist nur naturgemäß, daß die Bevölkerung jeder größeren Stadt an der West- sowohl wie unteren Ostküste der Vereinigten Staaten gerade für sich die größten Vorteile durch den Panama-Kanal erwartet und so macht sich denn schon jetzt in allen diesen Städten eine Agitation geltend, die in jeden Zweig des Geschäftslebens greift.

Es ist der „Boosting Spirit“, von dem in diesem Teile des Landes ein jeder ergriffen wurde. Es ist ein Wettstreit unter den verschiedenen Städten entbrannt, der sie mit unvergleichlicher Schnelligkeit wachsen läßt. Doch das allgemeine Interesse der Welt an diesen mächtig aufblühenden Städten konzentriert sich sehr bald auf eine wunderbare Stadt, die Metropole des Westens, die Stadt am goldenen Tore — San Francisco.

Alles scheint hier vereinigt zu sein, was sie zu einer idealen Geschäftsstadt und einem anziehenden Wohnort gestaltet. Der Riesenhafen, mit welchem die Natur die Stadt gesegnet hat, das gleichmäßig milde Klima und die entzückenden landschaftlichen Schönheiten vereinigen sich zu einem großen Magnet, der in unzähligen Menschen den Wunsch rege macht, ihr Lebensschifflein nach San Francisco zu steuern.

Derzeitig steht diese Stadt naturgemäß völlig unter dem Einflusse der Weltausstellung. Jeder Bewohner der Stadt versucht in seinen Kreisen darauf hinzuwirken, diese Ausstellung zu der größten zu gestalten, die jemals stattgefunden hat. Eine fiebernde Schaffensfreude herrscht überall. Schon jetzt sind achttausend Menschen an der Ausführung der großzügig angelegten Ausstellungspläne beschäftigt. Auf dem Ausstellungsgelände, das am Ufer der San Francisco-Bai gelegen ist, wimmelt es von schaffenden Händen, welche die Wunderpaläste aufführen, die bestimmt sind, den Besucher im Jahre 1915 zu erfreuen.

Alle Gebiete, die des Menschen Geist erschlossen hat, werden auf dieser Ausstellung vertreten sein. Sie selbst ist in elf verschiedene Departements geteilt und wie folgt klassifiziert: Schöne Kunst, Bildungswesen, Sozialökonomie, Künstliche Fabrikationen, Industrien, Maschinenwesen, Verkehrsmittel, Landwirtschaft, Viehzucht, Gartenbau und Minenwesen.

Soeben ist in Broshürenform diese Klassifikation veröffentlicht worden, nachdem eine zehnmonatige Arbeit aufgewendet war, um sie so umfassend und zweckentsprechend wie nur möglich zu gestalten. Autoritäten auf jedem Gebiete in Amerika sowohl wie in Europa haben diesem Werke ihre Kenntnisse gewidmet, da man bei früheren Ausstellungen Gelegenheit hatte, zu beobachten, daß gerade in diesen Punkte viel versäumt wurde. Dieses Büchelchen wird auf Verlangen an Interessenten von der Ausstellungsbehörde kostenlos an jede angegebene Adresse gesandt.

Die Gebäude, in welchen die verschiedenen Ausstellungsobjekte untergebracht werden sollen, vierzehn an Zahl, sind bis zum Juni nächsten Jahres fertig, also noch mehrere Monate vor der am 20. Februar stattfindenden Eröffnung. Sie nehmen den mitt-

leren Flügel ein und sind mit dem Westflügel, auf welchem sich die Paläste der fremden Nationen, und dem Ostflügel, wo die Konzessionen untergebracht werden, durch wunderbare Höfe, Gartenanlagen etc. verbunden.

Durch den Haupteingang der Ausstellung, über dem sich ein 600 Fuß hoher Turm befindet, gelangt man in den Ehrenhof, wo die verschiedenen Empfänge stattfinden und in dessen Innern ein „sunk Garden“ angelegt wird, der mit Palmen, Orangen- und Zitronenbäumen und Kindern Floras, wie sie nur in einem Klima gedeihen können, das mit einem ewigen Frühling gesegnet ist, geschmückt wird. Anschließend an diesen kommt der „Hof der Sterne und Streifen“, welcher, genau im Mittelpunkte der Ausstellung gelegen, in gleichmäßigen Entfernungen zu den verschiedenen Palästen steht. Die verschiedenen Hauptgebäude sind wiederum durch Höfe miteinander verbunden.

Da ist unter anderen der „Hof der Fröhlichen“ oder Festhof, in welchem sich ein Riesenauditorium befinden wird und wo die großen Konzerte und Konventionen veranstaltet werden sollen. Im Westen schließt sich an diesen Hof der „Hof der vier Jahreszeiten“ an, dessen Architektur, Gemälde und Bildhauerarbeiten den Fortschritt der teutonischen Rasse darstellt, die nach Westen strebend durch weite Prärien und Felsengebirge nicht gehemmt werden konnte, um die großen landwirtschaftlichen Vorteile, die Amerika bietet, weiter auszubeuten.

Das größte der Gebäude ist das für Maschinenwesen, das sich derzeitig in der Konstruktion befindet. Einen Begriff von den Dimensionen desselben kann man sich machen, wenn man in Betracht zieht, daß vier Dampfer von der Tiefe und Länge des „Imperator“ über- und nebeneinander gestellt den Raum ausfüllen würden. Einige der kleineren Gebäude sind bereits fertig gestellt und bis zum August dieses Jahres dürfte der Höhepunkt der Tätigkeit erreicht werden.

Von der Bai aus gesehen werden sämtliche Gebäude den Eindruck eines einzigen wunderbaren Märchenpalastes machen, dessen Dome und Türme sich stellenweise bis zu 270 Fuß erheben.

Die Illumination der Ausstellung dürfte eine der entzückendsten Sehenswürdigkeiten werden und mit dem Farbenbild, das diese bietet, harmonisieren. Sie steht unter der Leitung von W. D. A. Ryan, der die Illuminationen gelegentlich der Hudson Fulton-Feier in New York, der Niagara-Fälle und des Panamakanals plante, sicherlich also auf diesem Gebiete als eine Autorität angesehen werden darf. Auf den meisten Ausstellungen wird das Auge des Besuchers durch allzu grelle Lichteffekte ermüdet. Um diesem vorzubeugen, werden von einer Insel der Bai aus die elektrischen Strahlen in allen Regenbogenfarben fächerförmig auf das Gelände geworfen. Weiße Strahlen untermischen sich nur in matten Tönen mit den Farben. An klaren Abenden werden die Strahlen vierzig bis fünfzig Meilen weit gesehen werden können. Die gesamte Illumination wird die Ausstellung in magischem Glanze erscheinen lassen.

Es bleibt nun noch die Frage zu erwähnen, welchen Anteil die Deutschen, die an der kulturellen Entwicklung der Welt so mächtig beteiligt sind, an dieser Weltausstellung haben. Die Antwort wird von den Deutschen Kaliforniens gegeben. Vereinigt zu einem Hilfskomitee der Ausstellungsbehörde haben sich bedeutende Geschäftsleute zusammen getan, um Hand in Hand mit den drei großen Faktoren des deutschen sozialen Lebens, den Turnern, Sängern und Schützen des ganzen Landes zu arbeiten, um eine wirksame Vertretung des Deutschland

herbeizuführen. Es ist die Anregung gemacht worden, in einer Woche Ende Juli oder im August eine „Deutsche Woche“ zu veranstalten, wo die Sänger, Turner und Schützen zu ihrem Rechte kommen können.

Das Hauptquartier der Deutschen wird das hiesige Deutsche Haus sein, welches das größte seiner Art im Lande ist und von hiesigen Vereinen mit einem Kostenaufwande von einer halben Million Dollars errichtet wurde.

## Aus aller Welt.

**Die deutsche Sprache in Belgien.** Aus Brüssel wird geschrieben: Bekanntlich besitzt Belgien neben 20.000 Reichsdeutschen auch eine ansehnliche deutschsprechende Bevölkerung, die insbesondere in dem an das Großherzogtum Luxemburg anstoßenden Gebiete beieinander wohnt. Diese Deutschen sind zwar Belgier, wollen aber nichtsdestoweniger weder im Franzosentum noch im IVämentum aufgehen. Sie halten mit allergrößter Zähigkeit an der deutschen Muttersprache fest, und der kürzlich veröffentlichte Ausweis des statistischen Amtes in Brüssel stellt sogar fest, daß diese deutschsprechenden Belgier sich erheblich vermehren. Vor zehn Jahren betrug ihre Zahl ungefähr 65.000, jetzt dagegen 85.000, von denen 20.000 überhaupt keine andere Sprache verstehen, als deutsch. Für die belgische Provinz Luxemburg, die eine Bevölkerung von 250.000 Einwohnern zählt, ist demnach die deutsche Sprachenfrage von erheblicher Wichtigkeit, da schon mehr als der dritte Teil ihrer Bevölkerung sich der deutschen Sprache bedient. Bisher hat die Brüsseler Bevölkerung diesen Verhältnissen nur wenig Rechnung getragen. Aber in Zukunft wird sie dies zu tun gezwungen sein, und die drei luxemburgischen Abgeordneten, die mit Hilfe der deutschsprechenden Wähler ihre Kammernmandate erlangt haben, haben bereits einen Gesetzentwurf eingebracht, die deutsche Sprache als dritte belgische Sprache zu erklären.

**Ein verräterischer Generalstabschreiber.** Ein Schreiber des russischen Generalstabes wurde verhaftet, als er im Begriffe stand, wichtige Geheimpapiere des Generalstabes für 40 000 Rubel an einen Agenten der Staatspolizei zu verkaufen. Dieser hatte ihn längere Zeit beobachtet und ihm schließlich eine Falle gestellt.

**Die vergifteten Datteln der Operettendiva.** Die Pariser Kriminalpolizei ist einem Giftmordversuch einer eifersüchtigen Frau auf die Spur gekommen. Es wird gemeldet: Die dreißigjährige Operettensängerin Martha Berger unterhielt Beziehungen zu einem reichen Industriellen namens Lhopet. Die Gattin Lhopets, die über das Liebesverhältnis ihres Mannes unterrichtet war, erstattete Anzeige gegen die Operettendiva und beschuldigte sie, ihr in einem Paket vergiftete Datteln gesandt zu haben, nach deren Genuß sie schwer erkrankt sei. Die polizeiliche Untersuchung hat tatsächlich ergeben, daß die Datteln mit Sublimat vergiftet worden waren. Eine bei der Sängerin abgehaltene Haussuchung fiel so belastend für diese aus, daß sie trotz ihrer Unschuldsbeteuerungen verhaftet wurde.

**Sieben deutsche Matrosen ertrunken.** Ein bei der Bergung des Vorderteiles des bei Helgoland seinerzeit gesunkenen Torpedobootes „S. 178“ verwendeter großer Hebekran des Nordischen Bergungsverein ist bei einem Nordoststurm gekentert. Sieben Mann der Besatzung sind ertrunken. Die übrigen elf konnten gerettet werden.

**Aufdeckung eines geheimen Saccharinlagers.** Aus Prag wird gemeldet: Hier ist ein neues großes Saccharinlager entdeckt worden. Im Hotel Libussa in der Vorstadt Weinberge wurden 700 Kilogramm Saccharin im Wertne von 20 000 Kronen aufgefunden. Dieses war in 5 Kisten und 38 Paketen aus Zürich angekommen, doch konnte bisher der Adressat nicht festgestellt werden. Zur Aufdeckung dieses Saccharinschmuggels, der größte der seit zwei Jahren in Prag vorgekommen ist, werden noch weitere Erhebungen gepflogen. Der Besitzer des Hotels Libussa sowie die Angestellten erklärten, von der ganzen Angelegenheit nichts zu wissen.

**Tragisches Geschiek.** Aus Budapest wird gemeldet: Von einem Wagen der elektrischen Strassenbahn würde ein 13jähriger Knabe überfahren, der hierbei seinen Tod fand. Von Seite der Direktion wurde mittels Automobils der Kontrollor Josef Grünwald ausgesandt, um über den Fall amtliche Erhebungen zu pflegen. Als er auf der Unglücksstätte ankam, und sich den Weg zu der noch auf der Straße liegenden Leiche bahnte, fiel er in Ohnmacht, denn er erkannte in dem verunglückten Knaben sein Kind.

**Der Operationsstuhl als Diebesfessel.** In Hamburg hat man einen Operationsstuhl geistesgegenwärtig zu einem recht eigentümlichen Zweck verwendet. Kriminalbeamte waren in eine Kaschemme in der Kieler Straße gekommen, und ein Gast, dem dieser Besuch jedenfalls sehr peinlich war, flüchtete schleunigst zum Hoffenster hinaus über Gärten, Höfe und Ställe auf ein Nachbargrundstück, in der Hoffnung, so unbemerkt das Freie zu erlangen. Der Flüchtling war aber auf den Hof einer Klinik gelangt, und kam durch die Küche statt auf die Straße in ein mit vergitterten Fenstern versehenes Zimmer, wo ihn die resolute Köchin schleunigst einschloß. Auf das Toben des Eingesperreten eilte der Hausverwalter herbei, der von dem Eindringling mit einem Messer angefallen wurde und einige ziemlich erhebliche Verletzungen erlitt. Nun erschienen zwei Aerzte und zwei Wärter, packten den Wüterich und schnallten ihn zu seiner Beruhigung auf den Operationstisch fest. Die dann telephonisch benachrichtigte Polizei konnte in dem Gefesselten einen schweren Jungen in Empfang nehmen, der in einem Beutel einen großen Posten Silberzeug bei sich führte das er natürlich gefunden haben will.

**Ein schweres Bootsunglück** hat sich in der Nähe von Lausanne auf dem Genfersee zugetragen, und fielen 4 Menschenleben demselben zum Opfer. 5 junge Leute und 1 junges Mädchen hatten eine Vergnügungsfahrt von Pouly nach Ouchy unternommen. Plötzlich kenterte das Boot. Der Besitzer des Bootes und ein Insasse konnten sich durch Schwimmen retten, die vier andern ertranken.

**Schreckenszene.** Von einem erschütternden Vorkommnis wird aus Lissabon berichtet: Eine aus den Eltern und zwei kleinen Kindern bestehende Familie befand sich in einem Schnellzuge auf der Reise nach Oporto. Nach eingetretener Dunkelheit wollte es ein unglücklicher Zufall, daß die Tür, an der das ältere Kind, ein 7jähriges Mädchen, stand, plötzlich aufsprang, und die Kleine herausstürzte. Die entsetzte Mutter machte den Versuch, ihrem Töchterchen nachzuspringen. Da riß der Mann die Verzweifelte zurück und mit dem Ruf: „Ich will sie retten!“ warf der Unselige sich aus dem dahinsenden Zuge. Später fand man die Leiche des Vaters in einer großen Wasserpfütze am Fuße der Böschung und das gleichfalls tote Kind mit einer Puppe in Arm auf den Schienenstrang.

**Der Todessprung eines Reiters.** Eine aufregende Szene mit tragischem Ausgang spielte

sich in der englischen Stadt Reading in Berkshire ab. Auf dem Hofe einer unmittelbar an dem Themse-Nebenfluß Kenet gelegenen großen Brauerei ritt ein junger Mann ein etwas unruhiges Pferd, um ihm Bewegung zu verschaffen. Das Tier scheute plötzlich und setzte mit seinem Reiter über eine ziemlich hohe Mauer hinweg in den Fluß. Der gewaltige Sprung von Mann und Roß wurde von mehreren Personen gesehen. Einer dieser Augenzeugen, ein junger Schreiber in einem Bureau der Brauerei, warf nur schnell seinen Rock ab und sprang aus dem Fenster, das nahezu sechs Meter über dem Wasserspiegel liegt, in den Kenet. Es gelang dem beherzten Jüngling auch, den des Schwimmens unkundigen Stallburschen am Haar zu erfassen. Der Ertrinkende entglitt ihm jedoch wieder, und obwohl Sydney Turner noch mehrere Male nach dem jungen Menschen tauchte, konnte er sein Rettungswerk doch nicht vollenden. In völlig erschöpftem Zustande mußte er selber aus dem Wasser gezogen werden, während man den anderen nur als Leiche bergen konnte. Der vierbeinige Unheilstifter war inzwischen lebend an's Ufer getrieben worden.

Die Mutter Yuanschikkais zum Christentum übergetreten. Aus Schanghai wird gemeldet: Die Mutter Yuanschikkais ist zum Christentum übergetreten und hat die Taufe empfangen. Sie steht schon seit Jahren an der Spitze der chinesischen Frauenbewegung.

120 Bergleute umgekommen. Bei der Explosion in der Cincinnati-Grube in Finleyville (Pennsylvania) sollen 120 Bergleute umgekommen sein. 70 Leichen sind geborgen worden, die in der Nähe der Ausgänge lagen.

Macterlinck als Filmdichter. Auch Macterlinck geht jetzt unter die Filmdichter. Eine Pariser Gesellschaft hat den in Deutschland von Reinhardt gespielten „Blauen Vogel“ für den Film aufnehmen lassen, und zwar in der Darstellung des Theaters Réjane. Macterlinck wird auch dem internationalen Kongreß der Film Autoren präsidieren, der im kommenden Herbst in Paris stattfindet.

Wie die „Nowoje Wremja“ sich bestechen läßt. Aus Petersburg wird der „Voss. Ztg.“ berichtet: Das Kadettenblatt „Retsch“ veröffentlicht schwerwiegende Enthüllungen über das Treiben der Leiter und Hauptaktionäre der „Nowoje Wremja“, der Brüder Suworin. Daß der Mitarbeiter des Blattes Snessarew, der zugleich Mitglied des Aufsichtsrates der Westinghouse-Gesellschaft war, an die die Erbauung der Petersburger Strassenbahn konzessioniert wurde, dafür 20.000 Rubel bezahlt bekommen hat, war längst bekannt. Als diese Tatsache durch die gerichtliche Untersuchung bestätigt wurde, beantragten mehrere Mitglieder des Aufsichtsrates den Ausschluß Snessarews aus dem Stabe des Blattes. Als Rache verbreitete dieser unter den Aktionären der „Nowoje Wremja“ eine Broschüre, in der er erklärte, der Entrüstungsturm der Mitglieder des Verwaltungsrates sei ihm unverstänglich, da sie alle von seinen Beziehungen zu Westinghouse längst gewußt und einige seine Protektion zur Anstellung ihrer Verwandten bei dieser Gesellschaft benutzt hätten. Der Chefredakteur der „Nowoje Wremja“, Michael Suworin, habe sogar dank der Bedeutung des Blattes eine Konzession zur Ausbeutung einer Naphthaquelle erhalten, die er an Nobel weiterverkaufte. Außerdem sollen Michael Suworin und sein Bruder Boris von drei Banken 50.000 Rubel für eine Agitation gegen Kokowzew und den Direktor der Kreditkanzlei Dawydow erhalten haben. Außer diesem Betrag sollen 21.000 Rubel an der „Nowoje Wremja“ und der in dem gleichen Verlag erscheinenden „Wetscherneje Wremja“ nahe-

stehende Personen ausbezahlt worden sein. Der bekannte Mitarbeiter der „Nowoje Wremja“ Alexander Stolypin wird von Snessarew beschuldigt, seinen Einfluß zur Erlangung der Konzession für eine Privatbank ausgenutzt zu haben, in der er den hochbezahlten Posten im Verwaltungsrat erhielt.

Ehescheidung eines berühmten Gelehrten. Aus Paris wird gemeldet: Großes Aufsehen erregt in hiesigen Gelehrtenkreisen und in der Gesellschaft die Ehescheidung zwischen dem berühmten Professor für griechische Philologie Despsichari und der einzigen Tochter Ernst Renan nach einer fast 31jährigen Ehe, aus der vier Kinder hervorgegangen sind. Professor Despsichari verließ einfach das Ehedomizil, kehrte trotz wiederholter Anforderungen seiner Gattin nicht zurück und verteidigte sich gegen die Ehescheidungsklage mit keinem Worte.

Städte wachstum in Kanada. Ein Bild von dem beispiellosen industriellen Aufschwunge Kanadas gibt eine Statistik über das Wachstum der kanadischen Städte im mittleren Westen. Die Höchstleistung stellt die Hauptstadt des Mittelwestens auf, die Stadt Winnipeg. Die Einwohnerzahl betrug hier 1871 241 Köpfe. Im Jahre 1901 war die Stadt auf 42.340 Einwohner angewachsen, aber in den letzten 10 Jahren hat sich die Einwohnerzahl mehr als verdreifacht, denn 1911 zählte man bereits 136.035 Einwohner. Und diese Zunahme ist für jene kanadischen Gegenden typisch. So zählte man z. B. in der zweiten Stadt Manitobas, in dem kleinen Brandon, im Jahre 1901 5.620 Einwohner. In 10 Jahren wurde auch hier die Verdoppelung der Einwohnerzahl bei weitem überschritten, für 1911 lautet die Zahl 13.839. Regina aber, die Hauptstadt von Saskatchewan, schlägt den Rekord: Regina wuchs von 2.249 Einwohnern im Jahre 1901 auf 30.213 im Jahre 1911.

180.000 Francs unterschlagen. Der Sekretär Dalacour der Bauunternehmung der Münster-Grenchenbahn im Kanton Bern hat Unterschlagungen im Betrage von 180.000 Francs eingestanden. Er fälschte systematisch Schecks auf die Berner Kantonalbank, die er mit dem Namen Cerisier unterschrieb. Er sitzt bereits in Haft, da er des Mordes verdächtig ist, dessen Opfer sein Freund Cerisier unlängst auf dem Heimweg vom Theater geworden ist. Dalacour unterhielt ein Verhältnis mit Frau Cerisier. Den Anreiz zur der Beseitigung des Gatten mag die hohe Lebensversicherung gegeben haben, die er bei einer schweizerischen Gesellschaft abgeschlossen hatte.

Volkswirtschaft und Jagd. In einem Vortrag über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd, den Geheimer Hofrat Professor Dr. v. Ehnberg-Erlangen kürzlich zu Darmstadt im Landesverein Hessen des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereines gehalten hat, kam der Vortragende darauf zu sprechen, daß unter allen Staaten des Deutschen Reiches Bayern den Vorzug der besten Jagdstatistik genießt. Eine Ermittlung der Jagdbeute des Jahres 1908 hat folgende Ziffern ergeben, die sich aufs Staats-, Gemeinde- und Eigenjagden zusammen beziehen: 2965 Stück Rotwild, 60.702 Stück Rehwild, 1041 Stück Schwarzwild, 1151 Gamsen, 557.001 Hasen, 558.045 Reblühner, 59.688 Fasanen, 1415 Stück Auerwild, 6085 Stück Birkwild, 9723 Wachteln, 304 Wildgänse, 37.263 Wildenten, 6397 Schnepfen. Vom Raubzeug weist die Statistik folgende Ziffern aus: 20.937 Füchse, 2655 Dachse, 5337 Marder, 5152 Iltisse, 13.182 Wiesel, 342 Fischotter und 96.000 Stück anderes schädliches Wild. Das gesamte Nutzwild sowie das Rauhwerk des Raubzeuges repräsentierte bei Annahme von Durch-

schnittsgewichten und -Preisen einen Handelswert von 3,5 Millionen Mark.

**Selbstmordversuch und Mordversuch eines Dreijährigen.** Aus Budapest wird gemeldet: Als der Bauunternehmer Emmerich Ehrenwald abends von einem Ausfluge in seine Wohnung zurückkehrte, fand er auf einem Kanapee sein dreijähriges Söhnchen und sein anderthalbjähriges Töchterchen bewußtlos auf. In der Wohnung war ein starker Gasgeruch zu verspüren. Der Gashahn war offen. Mit vieler Mühe gelang es, die beiden Kinder wieder zum Bewußtsein zu bringen. Das dreijährige Söhnchen gab an, es habe sich und das Schwesterchen töten wollen aus Gram darüber, daß Mütterchen sie nicht spazieren geführt habe. Die Erklärung dafür, daß der Dreikäsehoch überhaupt auf den Gedanken des Selbstmordes gelangen konnte, liegt darin, daß beim Mittagmahl Ehrenwald von einem Selbstmord erzählte, den jemand durch Einatmen von Leuchtgas beging. Der kleine Knabe hatte der Erzählung aufmerksam gelauscht.

**Neuer Trick** Einen gelungenen Gaunerstreich verübte ein harmlos aussehender Mensch in einer Metzgerei in Köln. Ein Mann mit einer Peitsche in der Hand betrat den Laden und forderte mehrere Pfund verschiedener Fleischsorten. Während die allein anwesende Frau Meisterin Fleisch wog, erzählte der Mann, daß er wöchentlich mit seinem Fuhrwerk nach Köln komme und für die Landbewohner Fleisch mitbringen müsse. Wenn die Ware gut ausfalle, werde er ständiger Kunde. Das Fleisch müsse aber gut verpackt werden. Die Frau machte dem Mann vom Lande ein schönes Paket. Der Mann nahm das Paket unter dem Arm und zog sein Portemonnaie, wobei er um eine Quittung bat, damit er einen Beleg habe. Bereitwilligst schrieb die Ladeninhaberin eine Rechnung. In diesem Augenblick erschien an der Ladentür ein junger Bursche, der in den Laden rief: „Saht, Mann, ihr Pähd es durchgegangen!“ Schleunigst lief der Mann mit der Peitsche auf die Straße und als die Metzgersfrau die Rechnung quittiert hatte, sah sie sich auch noch einmal nach dem Pferde um, aber weder von diesem noch von dem Fuhrmann war etwas zu sehen, und erst jetzt wurde es ihr erst klar, daß sie betrogen war.

**Die Tschechen im Riesengebirge.** Die Angriffe der Tschechen auf deutsches Gebiet nehmen von Jahr zu Jahr an Heftigkeit zu. Neuerdings scheinen sie es besonders auf das landschaftlich schöne von unzähligen Reichsdeutschen als Sommerfrische beliebte Riesengebirge abgesehen zu haben. Es ist daher dringend notwendig, daß die Besucher des Gebirges bei Zeiten auf diese Gefahr achten, und ihr nach Möglichkeit zu begegnen suchen. Vor allen Dingen sollte man sich hüten, tschechische Gastwirtschaften und Gasthöfe durch reichsdeutschen Besuch gegen die gutdeutschen Unternehmungen wettbewerbfähig zu machen. Zu den tschechischen Unternehmungen gehören unter anderem auch die beiden unmittelbar an der preußischen Grenze gelegenen Gasthäuser Martinsbaude und Spindlerbaude. Besonders die zweite, die am sogenannten Spindlerpaß von Hain nach Spindelmühle an seiner Kreuzung mit dem Kammwege liegt, erfreut sich leider eines recht starken Zuspruches von deutscher Seite. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß noch nicht 2 Minuten davon seit dem vorigen Jahre ein gutes deutsches Wirtshaus, die Adolphbaude, eröffnet worden ist, von deren Garten aus man einen herrlichen Blick in das böhmische Land genießen kann. Nicht weit von der Martinsbaude liegen die deutsche Davidbaude und die Peterbaude. Auch die Rennerbaude hat zur Zeit einen tschechischen Besitzer,

wenn auch im Gastzimmer Sammeltürme deutscher Schutzvereine aufgestellt sind. In tschechischem Besitze und von einem tschechischgesinnten Deutschen gepachtet sind das Hotel Elbe in Spindelmühle, die Mädelsstegbaude und leider auch die bekannte und vielbesuchte Elbfallbaude. Es ist dringend erwünscht, daß die deutschen Besucher des Riesengebirges ihre Wanderungen nach Möglichkeit so einrichten, daß sie nicht genötigt sind, in den genannten tschechischen Häusern Unterkunft zu suchen.

Die chinesische große Anleihe abgeschlossen. Der Vertrag über die Fünfmächteanleihe ist am 26. April abgeschlossen worden. Japan verzichtet auf den Anspruch, einen Berater zu ernennen. Die übrigen Posten sind folgendermaßen verteilt: Richard Maurice Dane wird großbritannischer Inspektor des Salzinspektorats. Kanavaloff wird für Rußland, Padouy für Frankreich Berater im Rechnungshofe. Rump soll für Deutschland Direktor des Anleihedepartements werden. Der englische, amerikanische, japanische, deutsche und dänische Direktor in den einzelnen Distrikten der Verwaltung der Salzzölle sind bereits ernannt. Dem Vernehmen nach soll ein fester Uebnahmepreis nicht bestimmt werden. China wird einen Verkaufspreis der Bonds erhalten abzüglich sechs Prozent für die Emissionskosten. Da Padouy gegenwärtig noch nicht bereit ist, den ihm angetragenen Posten anzunehmen, wird wahrscheinlich ein in Peking anwesender Franzose für ihn vorläufig eintreten.

**Riesenhôtel für Panama-Besucher.** Für den erwarteten großen Andrang von Besuchern der Kanalzone werden große Vorbereitungen getroffen. Zwischen der Panama-Regierung und einem englischen Syndikat ist ein Kontrakt vereinbart, wonach in Panama ein neues Hotel der modernsten Art, welches 500 Gäste beherbergen kann, mit einem Kostenaufwand von 1 Million Dollar gebaut werden soll.

**Ermordung eines Deutschen in Spanien?** Die deutschen Konsuln in Vigo und Villagarcia haben die Behörden veranlaßt, Nachforschungen anzustellen nach dem Verbleib von Hermann Gutmann, dem Vertreter einer bedeutenden Hamburger Firma. Gutmann ist seit dem 26. März spurlos verschwunden, nachdem er in Coruña beträchtliche Getreideladungen empfangen hatte und mit über 50 000 Pesetas nach Aviles abgereist war. Zwischen diesem Bahnhof und der Station Leon verschwand Gutmann aus dem Schlafwagen. Man glaubt, daß er ermordet und ausgeraubt worden ist.

Ein deutscher Ehrensold für französische Krieger. Nach Mitteilung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ ist vom Bundesrat ein Gesetzentwurf über die Gewährung von Beihilfen an Kriegsteilnehmer angenommen worden, der demnächst auch den Reichstag beschäftigen wird. Die „Straßburger Post“ weist auf die hohe Bedeutung hin, die dieser Gesetzentwurf für Elsaß-Lothringen haben wird. Zunächst soll die Beihilfe, die jährlich 120 Mark betragen hat, auf 150 Mark erhöht werden. Derartige Beihilfen werden gegenwärtig in Elsaß-Lothringen an über 6400 Kriegsteilnehmer im Gesamtbetrag von jährlich rund 660.000 Mark bezahlt, und zwar fast ausschließlich an elsass-lothringische Landesangehörige, die den Krieg von 1870-1871 als ehemalige französische Soldaten gegen Deutschland mitgemacht haben. In keinem anderen Staate Europas werden die ehemaligen Kriegsteilnehmer in gleich weitherziger Weise bedacht (hat doch Frankreich sich nicht einmal dazu aufschwingen können, die einfachen Kriegerdenkmünzen, die es für das Jahr 1870 herausgibt, den elsass-lothringischen Kriegsteilnehmern unentgeltlich zur Verfü-

gung zu stellen) wie im Deutschen Reich, das jährlich über 30 Millionen — nach dem neuen Gesetzentwurf über 40 Millionen — für seine Veteranen aufwendet. Das Reich wird nun in der Versorgung der ehemaligen französischen Soldaten in Elsaß-Lothringen noch einen erheblichen Schritt weiter gehen. Durch den Gesetzentwurf soll die Beihilfe auch denjenigen alten französischen Soldaten elsässischer Abstammung gewährt werden, die an früheren Kriegen Frankreichs vor dem Jahre 1870-71 teilgenommen haben. So können demnächst alle die alten Krimkrieger und die Veteranen aus dem französisch-italienischen Kriege im Jahre 1859, sowie die Teilnehmer an der Expedition Frankreichs nach Mexiko aus der Reichskasse denselben Ehrensold von jährlich 150 Mark erhalten wie die ehemaligen deutschen Soldaten. Es kommen an ehemaligen französischen Soldaten dieser Art 800 bis 900 in Betracht. Sie erhielten bisher aus der elsäß-lothringischen Landeskasse jährlich 80 Mark.

Der Verkehr beim Postzeitungsamt in Berlin umfaßt, wie das neueste Archiv für Post und Telegraphie mitteilt, fast ein Drittel des Zeitungsverkehrs im ganzen Reichs-Postgebiet. Beim Postzeitungsamt werden jetzt täglich 1,4 Millionen Zeitungsnummern verschickt, die in 53.000 Zeitungsbinden verpackt werden. Zum Verpacken und Versenden der Zeitungen werden im Durchschnitt täglich 55.000 Streifbänder, 24.000 Bogen Packpapier und 4300 Zeitungssäcke gebraucht. Das Gewicht dieser Zeitungen beträgt durchschnittlich täglich 130.000 Kilogramm. Die vom Postzeitungsamt alljährlich herausgegebene Zeitungspreisliste, die 1823 erstmalig erschien und damals 474 Zeitungen enthielt, umfaßt jetzt 14.500 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 11.300 in deutscher und 3200 in fremder Sprache. Von diesen Zeitungen erscheinen 10.650 im Deutschen Reich.

Eine furchtbare Tragödie spielte sich im Gerichtssaal von Detroit (Amerika) ab. Ein Arzt, Dr. C. Boyajian, ermordete während der Gerichtsverhandlung seinen 27 Jahre alten Neffen Harroton Gospanian aus Eifersucht, und streckte seine Frau durch zwei Kugeln nieder. Beide erlagen ihren Wunden. Der Arzt gab an, der Wohltäter seines Neffen gewesen zu sein, den er zwei Jahre lang in seinem Hause gehalten hatte, um ihn Medizin studieren zu lassen. Dafür hat er ihn seit zwei Jahren betrogen und mit seiner Frau ein Liebesverhältnis unterhalten. Als er sich davon überzeugt hatte, ließ er beide verhaften. Vor Gericht geriet er in furchtbaren Zorn und erzählte, daß sein erster Argwohn dadurch in ihm erweckt wurde, daß seine Frau im Traume zärtlich den Namen Gospanians rief. Seine Frau sei von ihm sofort aus dem Hause gejagt worden, und er habe sie trotz ihrer flehentlichen Bitten nicht mehr zurückgenommen. Noch in derselben Nacht habe darauf sein Neffe ihm alles gestanden. Als der Richter Gospanian aufforderte, sich zu verteidigen, und Gospanian sich von der Anklagebank erhob, da streckte ihn der Arzt mit zwei Kugeln nieder, und erschöß bald darauf auch seine Frau. Der Rasende konnte nur mit Mühe überwältigt und aus dem Saale gezerrt werden.

Die gefährliche Duma-Bibliothek. Die russische Reichsduma hatte jüngst beschlossen, sich mit einer lehrreichen Bibliothek zu versehen und zu diesem Zwecke eine Kommission gewählt, deren Vorsitz der Bischof Anatoli führte. Ehe man aber an wesentliche Käufe ging, hielt man es für besser, sich vorher darüber zu informieren, wie es mit den ausländischen Büchern gehalten werden sollte. Der Bischof wandte sich mit einer Anfrage an den Minister des Innern, der erklärte, daß die Duma alle

Bücher und Zeitschriften, die in Rußland erlaubt wären, beziehen dürfe, und zwar solle die Zensur in diesen Exemplaren keine Streichungen vornehmen. Wenn sich aber in solchen Zeitungen oder Büchern Stellen fänden, die „unzulässige Ausfälle gegen die Regierung“ enthielten, so müßten sie als illegale Literatur in besonderen Schränken aufbewahrt werden. Leider ist nicht gesagt, wer über diese gefährliche Abteilung die Aufsicht zu führen hat und unter welchen Bedingungen die Abgeordneten von ihr ferngehalten werden sollen. Daß die Duma etwa in Rußland verbotene Zeitungen erhalten könnte, ist natürlich ganz unmöglich.

Das Drama einer Mutter. Ein erschütterndes Drama wird aus Paris gemeldet: Ein junger Offizier, der Sohn einer vornehmen Aristokratenfamilie, verliebte sich in eine kleine Verkäuferin aus dem Louvre und wollte die Erwählte seines Herzens heiraten. Die Mutter widersetzte sich dem Plane des Sohnes mit allen Kräften und mit aller List. Sie veranlaßte einen Freund ihres Sohnes, sich mit ihr ins Einvernehmen zu setzen. Als sie dem jungen Mädchen zuerst eine Summe Geldes angeboten, wenn sie von ihrem Sohne lassen würde und einen stolzen Absagebescheid erhalten, machte sie sich daran, das Vorleben der Braut ihres Sohnes auszukundschaften. Der Zufall war ihr dabei günstig, denn gerade dieser Freund war es, der das junge Mädchen auf einem Balle kennen gelernt und sie in der Weिलाune geküßt hatte, Vielleicht leiteten ihn die Motive, daß der junge Offizier nicht ein Mädchen unter seinem Stande heiraten sollte, vielleicht auch wollte er der Mutter einen Gefallen tun, jedenfalls begab er sich in die Wohnung des Bräutigams und erzählte ihm von seinem Abenteuer, das er ausschmückte und übertrieb. Zur Freude der Mutter schien es, als hätten sich die Beziehungen zwischen ihrem Sohne und dem Mädchen gelockert, denn die folgenden beiden Tage ging der Sohn nur zum Dienst und verbrachte die Abende im Hause der Mutter. Sie ahnte nicht, daß am Morgen des dritten Tages vor Tagesanbruch der Sohn das Haus verließ, und sich hinausbegab, um mit der Waffe in der Hand den Beleidiger zur Rechenschaft zu ziehen. In der Umgebung von Paris fand das Pistolenduell statt. Der Freund mochte nicht die Absicht gehabt haben, den Offizier zu verwunden, ein unglücklicher Zufall aber jagte ihm die Kugel mitten ins Herz. Der junge Offizier verschied noch auf dem Transport. In vorgerückter Morgenstunde, als die Mutter sich wunderte, daß sie von ihrem Sohne noch kein Lebenszeichen vernommen hatte, öffnete sie die Tür zu seinem Zimmer. Es war leer. Unten aber im Vestibül erklangen Schritte, sie eilte hinaus, man brachte ihr den Sohn, den sie vor einer Heirat, die nicht ihres Willens war, bewahren wollte, tot ins Haus. Bei dem Anblick der Leiche ging eine furchtbare Erkenntnis durch das Hirn der unglücklichen Frau. Der Schmerz jedoch war so groß, als daß sie ihn hätte ertragen können. Ohne Besinnung stürzte sie aus dem Hause, schlug vielleicht unwillkürlich den Weg zur Seine ein, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Niemand achtete auf die Frau, die starren Blickes geradeaus lief. Da wurde sie von einem jungen Mädchen angehalten, dessen Schönheit so eigenartig war, daß die Mutter beim Aufblicken sie sogleich wieder erkannte. Es war die Braut, die der Sohn sich gewählt hatte. Und sie, die bereits um den Tod wußte, die sich aufgemacht hatte, um in das Haus der feindlichen Mutter zu gehen, dem Geliebten ein letztes Lebewohl zu sagen, hielt die Frau von dem verzweifelten Schritt ab. Sie bewog sie durch Zureden, durch Bitten und Vorstellungen, nach Haus zurückzukehren. Sie blieb bei der verlassenen Mutter, tröstete sie und half ihr über

die entsetzliche Zeit des ersten furchtbaren Schmerzes hinweg. Die Mutter mußte den edlen, uneigennützigsten Charakter des jungen Mädchens schätzen lernen, und ein tragisches Geschick wollte es, daß sie die verstoßene Braut ihres Sohnes als Tochter in ihre Arme nahm, die sie als Schwiegertochter nicht begrüßen wollte.

Die „deutsche Gefahr“. In Nancy ist der große Abtreibungsprozeß von Longwy zu Ende gegangen. Die eine der Angeklagten, eine geborene Deutsche namens Ulrich, wurde, trotz ihrer kniefälligen Bitten um Schonung, zum Höchstmaß der Strafe, nämlich zu zehn Jahren Zellenhaft, verurteilt. Die übrigen zwanzig angeklagten Hebammen, alle Französinen und Belgierinnen, wurden merkwürdigerweise freigesprochen. Charakteristisch ist, daß die meisten französischen Zeitungen allen Ernstes behaupten, die Ulrich habe die Kindermorde verübt, um die zukünftige Wehrkraft des französischen Heeres zugunsten Deutschlands zu schwächen.

Studentenkrawall in Graz. Bei einer Festlichkeit, die die deutsche katholische Studentenverbindung in Graz zur Feier des 25-jährigen Stiftungsfestes veranstaltete und an der auch katholische Studenten von zwölf Universitäten Deutschlands teilnahmen, kam es zu Zusammenstößen mit den deutsch-freieitlichen Studenten. Diese bewarfen die Teilnehmer an dem Festzuge mit verschiedenen Gegenständen, u. a. auch mit Steinen. Bei der sich entspannenden Schlägerei wurden einige katholische Studenten durch Stockhiebe verletzt. Vor der Herz-Jesu-Kirche wurde der Zug mit Johlen und Pfeifen empfangen. Der Platz mußte mit Hilfe von bereuigenaltenem Militär geräumt. Auch der Platz vor dem Heim der katholischen Verbindung mußte durch Kavallerie geräumt werden.

Ein schweres Automobilunglück wird aus Chemnitz gemeldet. Ein Auto-Omnibus der Motor-Omnibus-Linie Chemnitz—Annaberg verunglückte unweit der Besenschenke bei Burkhardtsdorf. Von den 27 Insassen wurden 25 verletzt, darunter mehrere schwer. Die Schwerverletzten wurden in das Chemnitzer Krankenhaus gebracht. Der Unfall entstand, wie die „Chemnitzer Neuen Nachrichten“ melden, dadurch, daß der Chauffeur beim Versagen des Motors abstieg und wahrscheinlich die Bremse abzustellen versäumt hatte, so daß der schwere Wagen den abschüssigen Berg zurückrollte, unstürzte und völlig zertrümmert wurde.

Der jüngste deutsche Ehemann ist nach einer Zusammenstellung, welche wir der „Sonntagszeitung fürs deutsche Haus“ entnehmen, 15 Jahre alt. Unter den 16-jährigen gibt es 15 Verheiratete und gar schon einen Witwer, unter den 17-jährigen 62 Verheiratete und ebenfalls einen Witwer, unter den 18-jährigen endlich 502 Ehemänner, 8 Witwer und einen Geschiedenen. Die jüngsten Ehefrauen waren gleichfalls 15 Jahre alt, doch gab es hier schon 64, und im 16. Lebensjahre wurden 528 Ehefrauen, 10 Witwen und eine Geschiedene gezählt.

## Für ihre Kinder.

Skizze von Paul Bliß.

Weit draußen im Norden Berlins, wo die Straßen noch keine Namen haben, sondern mit Zahlen bezeichnet sind, dort war's, wo zwei freudestrahlende Kinder fröhlich in den hellen Sonnentag hineinjubelten. Aus den großen dunklen, von dichten Brauen beschatteten Augen des Knaben blitzte es hervor wie ein unaussprechliches Glück, während

die lichtblauen Augensterne des kleinen Mädchens in neugieriger Lust und prickelnder Ungeduld funkelten. Sollten sie doch heute hinauskommen ins Freie auf blumenduftende Wiesen, in den frischen, grünen Wald, wo auf dem versteckt liegenden See viel große weiße Wasserrosen träumten, — o, die Mutter hatte ihnen schon lange davon erzählt — so lange, und nun, nun endlich sollte es wahr werden.

Es waren zwei schmucke Kinderchen, für ihr Alter groß und stark genug, und wenn nicht die blasse Gesichtsfarbe und die tiefliegenden Augen an die schlechte Luft der Berliner Mietskasernen erinnerten hätten, wahrhaftig, man hätte meinen können, sie seien in irgend einem einsamen Dörfchen der Mark so prächtig herangewachsen.

Das kleine Mädchen stand schon fix und fertig da in seinem Sonntagsputz, den die unermüdliche Mutter erst in der letzten Nacht fertiggestellt hatte. Der Knabe aber war noch beim Ankleiden. Die eifrigen Hände der praktischen Mutter hatten noch hier und da zu ordnen und zu nähen, so daß es dem ungeduldig harrenden Burschen schon viel zu lange gewährt haben mochte, bis endlich auch er in seinem blau- und weißgestreiften Matrosenanzug fertig dastand.

Nun ja, nun kann's fortgehen. Und hell aufjubelnd stürmten die Uebergelücklichen in dem kleinen Zimmer umher, um den großen Tisch herum, über Tische und Stühle hinweg, immer drauf los — wähten sie sich doch schon in dem großen Park des Onkels Oberförster.

Da oben die Blattpflanzen am Fenster wurden ihnen zu schlanken Tannen, zu hohen zitterten Farnkräntern die getrockneten Gräser; in dem dichtbestellten Blumenbrett sahen sie bunte, blumige Wiesen, und das Liedchen des Kanarienvogels ließ einen vieltausendstimmigen Gesang in ihren Ohren erklingen. Der ausgestopfte Hund und das große Wiegenpferd, die beiden treuen Spielgefährten, wurden größer und größer, atmeten Leben, wirkliches Leben. Ja, sogar die Figuren auf den Konsolen wurden lebendig. Da stieg ein wirklicher Elf aus der traumumfangenen Lilie, und der neekische Kobold haschte wahrhaftig nach dem leichtbeschwingten bunten Falter. O ihr glücklichen Kinderträumer!

Lächelnd ließ sie die Mutter gewähren. In den großen Sorgenstuhl war sie hinabgesunken und sah voll stiller Freude wehmütig auf die ungebundene Jugendlust.

Was für ein Unterschied zwischen diesen kraftstrotzenden Kindern und der bleichen, zarten Frau! Die eingefallenen Wangen waren so durchsichtig wie die zarten, blutlosen Finger, und so schlank und leicht war die zierliche Gestalt, daß sie leise, kaum hörbar in dem hellen, lichten Gewand einerschwebte. Aus den grauverzehrten Zügen aber und den in nervöser Unruhe funkelnden Augen war es zu lesen, daß sie viel erduldet hatte im Leben.

O, und was alles! Jetzt, da sie die beiden Kleinen in so heiterer Sorglosigkeit vor sich sah, jetzt fiel ihr alles Durcherlebte wieder ein. Noch einmal rang sie mit dem furchtbaren Vorhaben, noch einmal ließ sie alles an sich vorübergehen: Ob es nicht doch besser werden könnte? Dann aber — mit einer Entschlossenheit, wie man sie in dieser zarten Gestalt nicht vermutet hätte — wies sie alles zurück, alles! Es mußte geschehen, es war am besten so.

Und nun war es Zeit zum Gehen. Die wenigen Habseligkeiten des Reisegepäcks wurden bald zusammengelegt, und dann ging man die Treppen hinunter. Unterwegs jubelten die Kleinen ihr lustiges „Adieu!“ noch schnell in die Türen der Nachbarn hinein, unten im Erdgeschoß noch einen letzten Gruß

an den Pförtner, und dann kam man auf die Straße und fort gings zum Bahnhof.

Der Bahnsteig bot dasselbe bunte Bild, das die Bahnbeamten jedesmal beim Beginn der Ferien zu sehen gewohnt waren: jubelnde Kinder an der Hand sorgsam um sich blickender Mütter, ein Winken, Herzen, Küssen, Abschiednehmen; Kinder, wohin man auch sah, geputzte und heiter lachende Kinder. Abseits von dem Gewühl stand die junge, bleiche Frau und herzte und küßte ihre beiden Lieblinge. Immer und immer wieder drückte sie die ungeduldig sich sträubenden Gesichter an ihr pochendes Herz, bedeckte mit heißen Küssen Wangen, Mund und Stirn der Kinder und war unermüdet im Erfinden tausend zärtlicher Koseworte. Fast erstaunten die beiden Kinder über diesen gar zu herzlichen Abschied — sie würden doch ganz gewiß zurückkommen zu ihrem lieben Mütterchen. Würden sie? Ach, wie das die arme Frau traf, dies Wort der unschuldigen Sorglosigkeit!

Nun rückte der Zeiger an der großen Uhr. Schnell einsteigen! Noch ein Kuß, noch einen und dann hinein! Die Türen wurden zugeworfen — sie waren getrennt. Da erschienen die beiden Köpfchen noch einmal am Fenster. Schnell sprang die bleiche Frau auf das Trittbrett, um noch einen letzten Gruß zu erhaschen — einen letzten.

Aber der Schaffner kam hinzu und schob die Frau herunter, denn schon setzte sich der Zug in Bewegung. Unbarmherziger Mann! Und nun wehten die Tücher, die Mützen wurden geschwenkt, und aus hundert Kehlen erschallte das letzte Lebewohl. Auch die beiden Kleinen reckten sich in die Höhe und lugten aus dem Fenster, aber vergebens — die Mutter sahen sie nicht mehr, denn sie war in den Wartesaal getreten, um einen Ohnmachtsanfall vorübergehen zu lassen. Aber sie nahm alle ihre Kraft zusammen, und so kam sie auch nach Hause.

Und es ging wirklich. Sie kam die Treppe ganz allein hinauf und fand auch die Kraft noch, ihre Tür aufzuschließen. Dann aber, als sie im Zimmer war, ringsum auf alle Möbel blickte und es ihr wieder einfiel, daß sie nun fort waren, ihre Lieben, fort, fort — für immer, da sank sie auf dem verblichenen Sofa zusammen.

Ihr gegenüber hing der einzige Schmuck des Zimmers, eines Mannes Bildnis, und auf dieses richtete sie den Blick, als sie die Augen wieder aufschlug.

Es waren männlich ernste, schöne Züge. Das war ihr Mann gewesen, der Vater ihrer beiden Lieblinge. Ach, wenn er noch lebte! Nach seinem Heimgang hatte sie den Kampf mit der Not mutig aufgenommen. Aber nach wenigen Jahren war ihre Kraft erlahmt, ihre Mittel erschöpft. Sie wußte keine Rettung mehr, keinen Ausweg als nur den einen, den sie monatelang überdacht und zu dem sie sich nun entschlossen hatte. All ihr Bestreben ging nur darauf, wenigstens die Kinder vor dem furchtbaren Kampf ums Dasein zu schützen. Und endlich war ihr dies gelungen. Ein Verwandter ihres Mannes, der keine Kinder hatte und mit seiner lieben Gattin still und zurückgezogen lebte, wollte ihre beiden Kinder bei sich aufnehmen und sie als eigene Kinder erziehen.

Als sie damals den Brief erhalten hatte, atmete sie auf. Zwar mußte sie noch einen entsetzlichen Kampf durchmachen, ehe sie sich entschließen konnte, ihre Kinder wegzugeben. Tage und Nächte hindurch weinte sie und grämte sich heimlich und trug sich immer noch mit Erwägungen und Hoffnungen, aber das Endergebnis all dieser Träume war doch immer und immer nur gewesen: Nein, es geht nicht anders, es geht bei Gott nicht anders! —

Und nun waren sie fort, wirklich fort; nun war sie allein, ganz allein.

Dem heißen Tag war ein prachtvoller Abend gefolgt. Ein fernes Wetterleuchten hatte die Luft bedeutend abgekühlt, so daß man nun endlich die lang ersehnte Erholung finden konnte.

Die junge Frau hatte einen leichten Mantel umgeworfen, die Tür verschlossen und war dann gegangen. Durch die langen Straßen eilte sie nun, als ob sie von jemand verfolgt würde, weiter, immer weiter. Endlich, endlich hatte sie die Anlagen erreicht. An dichtbesetzten Cafés huschte sie vorüber auf den Weg, der nach dem Flusse führt. Dort war dieser Weg — dort!

Auf einer Bank ließ sie sich nieder. Sie wollte warten, bis es Nacht wurde, und die Leute nach Hause gegangen waren.

Und lange, lange mußte sie warten, aber jetzt war sie geduldig, nun hatte sie keine Eile mehr.

Es war ganz still. Mitternacht mußte längst vorüber sein; da, auf einmal verschwand der Mond hinter einer Wolke, — das war günstig. Schnell sprang sie auf und lief behend über den Fahrdamm. Drüben verschwand sie zwischen dem grünen Gesträuch. Unten floß ruhig, gleichmäßig der Fluß.

Da werden auf einmal die Weiden auseinandergebogen, und ein bleiches Antlitz mit dunkelglühenden Augen schaut hervor. Niemand zu sehen. Schnell wirft sie den Mantel ab — ein kurzer Sprung nur — da! — sie war schon bereit, ihn zu wagen, fliegt plötzlich etwas vor ihr auf. Sie schreckt zusammen, hemmt den Schritt und blickt wie gebannt auf eine Stelle. Zwei kleine Vögel waren es, die sie aufgestöbert hatte. Die Tierchen umkreisten ängstlich und flatternd einigemal ihr Nestchen und flogen dann auf. Und nun sah die blasse, zitternde Frau, wie aus der kleinen Brutstätte zwei zierliche, junge Vögelchen die winzigen Köpfchen hervorstreckten, wie sie die kleinen Schnäbel weit aufsperrten und nach den beiden aufgeflogenen Alten zwitscherten, die sie so hilflos und einsam hiergelassen hatten. Und plötzlich, urplötzlich erscheint vor ihren sinnenden Augen ein anderes Bild. Ein Bild, so angsterregend, daß ihr fast der Atem still steht. Sie, auch sie war ja so eine unbarmherzige Mutter! — Und nun überkommt sie eine tiefe Scham, daß sie fühlt, wie ihr das Blut in die Höhe steigt. Aber ist es denn möglich? Sie, sie hatte den Gedanken fassen können, von ihren Kindern gehen zu wollen, — bei fremden Leuten sie allein zu lassen? Ihr eigen Fleisch und Blut? O, wie elend und krank mußte sie doch gewesen sein, als sie solchen Plan hatte fassen können!

Aber Gott sei Dank, noch ist es Zeit. Sie will nicht krank sein, sie darf nicht, nein, nein! Und schnell flieht sie von dieser Entsetzten erregenden Stelle — sie klettert schnell an der Uferhöhe empor, sie fühlt wieder festen Boden unter den Füßen, und dann ist sie oben auf dem Fahrweg.

Und nun zurück nach Hause.

Leben muß sie! Für ihre Kinder muß sie leben! Das gibt ihr die Kraft wieder, ihr schweres Schicksal zu ertragen.

## Vermischtes

Die Fußschmuckmode. „Die Füße sind der Brennpunkt der weiblichen Schönheit.“ Mit dieser Behauptung tritt die „häßlichste Schönheit“ der Welt, vulgo Fräulein Polaire, in die Schranken und fordert ihre Schwestern auf, ihre Füße zu schmücken. Freilich waren die Füße früher auch mal ein Brenn-

punkt der Schönheit, und sie sind es auch heute noch bei den Naturvölkern, wo ja bekanntlich Fußspangen ein sehr beliebter Schmuck sind. Nun aber kommt Fräulein Polaire mit ganz neuen Theorien. Zuerst, so beginnt die Variétédiva ihren Appell an die Frauen aller Völker in einem großen New-Yorker Blatt, müssen dem Fuße die Formen zurückgegeben werden, die er durch das unsinnige und verkrüppelnde Schuhwerk verloren hat. Darin kann man ihr beipflichten! Ob nun aber jede Dame sich für die Massage ihrer Füße eigens eine Zofe halten kann, wie Fräulein Polaire es als unumgänglich aufstellt, ist eine andere Frage, die für manche sicherlich von vorneherein ganz indiskutabel ist. Hat die Masseuse an Fräulein Polaires Füßen ihre Schuldigkeit getan, so tritt die Kammerzofe in Tätigkeit, die das Strumpf- und Schuhdepartement unter sich hat. An Strümpfen erkennt Fräulein Polaire nur die spinnwebfeinen Gewebe an, und was das Schuhwerk anbetrifft, so verdammt sie alles andere, als den weitausgeschnittenen Pantoffel und die Sandale. Einer dritten Fußkammerzofe Fräulein Polaires liegt die Verschönerung des Fußes ob, die in einer sinnreichen und künstlerischen Ausschmückung mit Spangen, Ringen, Medaillons besteht. Aber Gemälde, wie es unlängst eine Variétékünstlerin zur Mode machen wollte, die beleidigen den guten Geschmack Fräulein Polaires. Zu ihren Fußschmuckstücken gehören eine große Zahl von Medaillons mit Bildnissen ihrer Freunde und Freundinnen und ihrer beiden kleinen Lieblingshunde. Nur dann vergißt man jemanden nicht, wenn man ihn stets vor Augen hat. Deshalb trägt Fräulein Polaire die Symbole ihrer Freundschaft auf den Füßen, auf die ihr Blick stets „fallen“ kann. Uebrigens ist es Ehrensache, nicht die Geschmacklosigkeit zu begehen, beide Füße in derselben Weise zu schmücken. Im Gegenteil, jeder Fuß muß seine individuellen Schmuckstücke haben, und aus irgend einem Grunde, den sie nicht näher angibt, verpönt Fräulein Polaire beispielsweise Ringe für den linken Fuß.

Särge als Spekulationsobjekt. Daß im Lande der Trusts auch Särge wie jede beliebige andere Ware behandelt werden, wird niemand wundernehmen. Ist es doch allgemein bekannt, daß in Amerika der Mensch, kaum daß er gestorben ist, zum Spekulationsobjekt wird. Der Leichenbestattungsunternehmer übernimmt die Leiche, wäscht sie, macht Einspritzungen, die die Verwesung verzögern sollen, rasiert den Leichnam, zieht ihn an, schminkt ihn, parfümiert ihn, legt ihn in den Sarg und bahrt ihn auf. Den Gipfel der Spekulation auf diesem so interessanten Gebiete hat man aber, wie dem „Giornale d'Italia“ aus New York geschrieben wird, kürzlich erreicht: man hat in einer größeren amerikanischen Stadt einen ganzen „stock“ Särge, die zum Teil schon bei überseeischen Leichentransporten benutzt waren, zu Ausnahmepreisen — ob mit oder ohne Rabattmarken, wird leider nicht mitgeteilt — verkauft; man konnte einen leidlich anständigen Sarg schon für 40 Pfennig haben, und wergar 1,50 Mark ausgab, konnte sich einen schweren Eichensarg mit Metallverzierung nach Hause tragen. Eine Leichenbestattungsgesellschaft hatte diese Särge vor fünfzehn Jahren im großen gekauft, um die Preise auf dem Sargmarkte diktieren zu können und den Yankees das Sterben zu verteuern; jetzt waren die Särge aber unmoderne, veraltete Stapelware geworden: denn der Mensch ist eitel und wünscht auch im Tode frische und nicht übertragene Trödelware; dazu kam noch, daß das ganze Kirchhofsterrain, auf dem die gebrauchten Särge untergebracht gewesen waren, feucht war, so daß die Leichenkasten sehr gelitten hatten. Der Kirchhof-

wächter und Totengräber hatte bereits einige Särge zerschlagen und die Bretter beim Bau eines Getreidespeichers benutzt. Die anderen Särge wurden zum größten Teil von Bauern gekauft: sie wollen Krippen für das Vieh und Dachschindeln daraus machen.

Warum sind Sie verheiratet? Die bekannte englische Zeitschrift „Tit-Bits“ ist auf den indiscreten Gedanken gekommen, an viele ihrer Leser eine Postkarte mit der einfachen, aber vielsagenden Frage: „Warum sind Sie verheiratet?“ zu richten. Die stark verbreitete Zeitschrift hat viele Antworten erhalten, darunter eine große Anzahl geharnter und stark gepfeffert: nicht wenige der befragten Herren forderten die Herren Redakteure kurz und bündig auf, die Nase in ihre Angelegenheiten zu stecken; andere wurden noch gröber und richteten an die neugierigen Federhelden Anforderungen, die in keinem Komplimentierbuch stehen. Daneben aber gab es Leute, die die Frage als berechtigt anerkannten und die Antwort nicht schuldig blieben; nur daß die meisten Antworten recht bitter klangen und auf stark enttäuschte Ehemänner schließen ließen. Der Kuriosität wegen seien die zehn bemerkenswertesten Antworten hier wiedergegeben: 1. „Warum ich verheiratet bin? Ja, das frage ich mich selbst schon seit elf Jahren.“ 2. „Ich habe geheiratet, um mich an meiner Schwiegermutter rächen zu können; es ist mir aber nicht gelungen.“ 3. „Ich habe geheiratet, weil Sarah mir schwor, daß schon fünf andere Männer vergeblich um ihre Hand angehalten hätten.“ 4. „Weil ihr Vater mir sagte, daß acht Jahre Verlobung mehr als genug seien.“ 5. „Weil ich satt hatte, ihr Juwelen zu kaufen und sie ins Theater und zu Konzerten zu führen: ich wollte sparen.“ 6. „Weil ich glaubte, daß sie eine unter tausend wäre; jetzt glaube ich manchmal das Gegenteil.“ 7. „Weil mir, als ich zu heiraten beschloß, die Erfahrung fehlte, die ich jetzt habe — aber gründlich.“ 8. „Dasselbe fragen mich alle meine Freunde.“ 9. „Schwamm drüber . . . Heißt mich nicht reden!“ 10. „Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe . . .“

## Humoristisches.

Beim Advokaten. Klient: „Mich hat diese Nacht ein Hund gebissen und die ganze Hand aufgerissen, kann ich den Eigentümer des Hundes verklagen?“ — Advokat: „Aber selbstverständlich. Waren Sie denn auf dem Grundstück oder Wohnung des Hundebesitzers?“ — Klient: „Na, was ich Ihnen sage, bleibt doch unter uns?“ — Advokat: „Aber das ist doch selbstverständlich!“ — Klient: „Ich — ich wollte nämlich bei ihm einbrechen!“

Gerührt. Bäuerin (zu ihrem Mann, als im Theater die sterbende Heldin ein armes Waislein zurückläßt): „Wie meinst Du denn, Sepp, nehmen wir das arme Würmerl an Kindesstatt an?“

Darum also. Studiosus Spind: „Warum kaufst du dir denn schon wieder neue Stiefel? Du brauchst die alten doch nur besohlen zu lassen!“ — Studiosus Pump: „Ja — aber Reparaturen müssen bei meinem Schuster bar bezahlt werden.“

Unverbessert. Großmutter: „Da hast du die Frucht deiner Kindererziehung; als ich dem Jungen seine Unart verwies, antwortet er frech — er pfeife mir was!“ — Mutter: „Ach, bedenke doch — er ist eben so musikalisch, der liebe Mensch!“

Poesie und Prosa. Flüchtiger Dichter (im Augenblick seiner Verhaftung): „Der Menschheit gegen Jammer faßt mich an!“ — Schutzmann: „So, jetzt werde ich Ihnen noch noch wegen Beamtenbeleidigung belangen!“

## Feuilleton.

# Die schwarze Kassette.

\* \* \*  
(Fortsetzung)

Dieselbe war von überraschender südländischer Schönheit. Sie entwickelte ein gewisses Raffinement in der Zusammenstellung ihrer Toilette und wurde von dem Beamten für die Geliebte des politisch verdächtigten Marquis de Lerma gehalten. Irgend etwas Bestimmtes ließ sich jedoch nicht feststellen, und da kein Grund vorhanden war, von seiten der Polizei einzuschreiten, so konnte die schöne Gräfin ebenso unbelästigt wieder aus Paris verschwinden, wie sie gekommen war. Was sie hier wollte, blieb im Dunkel, obwohl man mutmaßte, die Polizei hoffe bei einer anderen Gelegenheit sich der Person der Gräfin bemächtigen zu können.

Bernard nickte befriedigt. Er dankte dem Beamten für seine Auskunft und zog sich zurück. Nun glaubte er auf der richtigen Spur zu sein. Diese Gräfin: Ida Kowalski war keine andere als Gisa Cornary, und der Herzog — — —?“

„Ich muß den Schlupfwinkel dieser Gräfin ausfindig machen,“ sagte sich das „Glasauge“. „Ich werde ganz Paris durchsuchen, jeden einzelnen Bahnhof, und es müßte doch mit dem Henker zugehen, wenn mich einmal mein Glück verlassen sollte! Am 16. Februar mit dem Nachtzuge ist die Gräfin in Paris angekommen, am 17. morgens 10 Uhr sollte die Vermählung des Herzogs Bligny mit Leontine von Brefont stattfinden, am 18., nachdem die geheimnisvolle Gräfin ihre Geschäfte hier erledigte, verschwindet sie wiederum! Wenn ich nur wüßte, für was ich diesen Marquis de Lerma halten soll!“

Bei seinen sofort angestellten Nachforschungen auf den Pariser Bahnhöfen stellte zunächst der Detektiv fest, daß in vergangener Nacht ein Mann abreiste, der nach den Beschreibungen der Beamten genau so verkleidet war, wie jener seltsame Flüchtling, welcher von dem Detektiv verfolgt wurde, als er durch das Balkonfenster einen Schuß auf denselben abgegeben hatte.

Das „Glasauge“ stutzte unwillkürlich. Wenn er auch eine ganze Anzahl überaus wichtiger Punkte festgestellt hatte, so ließen sich dieselben absolut doch nicht zu einer Kette zusammenreihen. Noch lag über den ganzen Vorfällen ein rätselhaftes, undrehdringliches Dunkel. Der Mann, welcher von den Beamten zufällig beobachtet wurde, wie er ein Billett löste, zeigte ein ziemlich verstörtes Aussehen. Er befand sich allein ohne Diener, und trug den Kragen seines Ueberrockes hochgeschlagen, den Hut tief in die Stirn gedrückt. Ueber die Gesichtszüge der Person konnte der Schalterbeamte, welcher ihm das Billett verabfolgte, nichts Bestimmtes sagen.

Der Mann forderte mit hastiger, etwas heiserer Stimme eine Fahrkarte erster Klasse nach Marseille. Er schritt hastig nach dem gerade einfahrenden Zuge, sprang in das Coupé und ließ den Vorhang herunter.

Bernard merkte sich zunächst das Wort Marseille. Er löste sich nach kurzem Ueberlegen ebenfalls eine Fahrkarte dorthin und benutzte den gleich darauf abgehenden Schnellzug. Von einer Zwischenstation schickte er dem Staatsanwalt einige orientierende Worte mittelst chiffrierter Depesche.

Seine Nachforschungen in Marseille blieben jedoch erfolglos. Am zweiten Abend kehrte das „Glasauge“

ärgerlich zurück und suchte den Polizeichef auf. Kaum hatte er dort seinen Bericht erstattet, so überraschte man ihn mit einer neuen Mitteilung. Im Seinekanal war die Leiche eines sehr schönen Weibes aufgefischt und allem Anschein nach handelte es sich dabei um die verdächtige Gräfin Kovalsky.

Einen Moment stand selber Bernard betroffen. In diesem Kriminalfalle brauchte beinahe jeder Tag neue Ueberraschungen, welche jede Kombination über den Haufen warfen. Wenn die Gräfin Kovalsky identisch war mit der aus dem Wasser gezogenen Leiche, so erhielt die ganze Angelegenheit eine neue Richtung. Durch den scharfen Sinn des Detektivs zogen in blitzartiger Reihenfolge die Gedanken und Kombinationen.

Gräfin Kovalsky tot, vielleicht ins Wasser gestürzt! Dann ist es von keinem anderen gesehehen, als von dem Manne, der so verstört nach Marseille reiste, dessen Gesicht die Züge des verschwundenen Herzogs trägt.

Der Detektiv mußte mit aller Macht an sich halten, um nicht herauszurufen: Es handelt sich hier um eine verwickelte Liebestragödie, und der Herzog von Bligny selbst ist zum Mörder geworden! Dann beschloß das „Glasauge“ jedoch die weiteren Nachforschungen im stillen fortzusetzen. Wo war die Leiche der angeblichen Gräfin aus der Seine gezogen worden, das ließ sich unschwer feststellen. Die Berechnung Bernards stimmte. Der Bahnhof, auf welchem der verstört ankommende Mann abreiste, lag in unmittelbarer Nähe des Seinekanals.

Bernard suchte sofort die Tote auf, und der Beschreibung nach war es wirklich die verdächtige Gräfin Kovalsky. Es war eine südländische Schönheit, deren Antlitz selbst der Tod nicht den eigentümlichen Reiz nehmen konnte. Nur um den Mund der leblos Daliegenden zog sich ein trotziger Zug, welcher dem Detektiv zu denken gab. Die kleinen Hände, welche sich noch in feinen Glacéhandschuhen befanden, waren zusammengekrampft, als hätte die Gräfin den Tod mitten im Kampfe mit einem Menschen gefunden.

Auch dies schien die Ansicht Bernards zu bestätigen. Den sofort aufgenommenen Recherchen der Polizei gelang es noch im Laufe des Tages die Kammerzofe der Gräfin Kovalsky ausfindig zu machen und zwar in einem kleinen Hotel in Paris. Die Gräfin übersiedelte dorthin, als sie das Hotel de Rome verließ. Die Zofe konnte nur angeben, daß es sich wirklich um ihre Herrin in der Toten handelte, sonst aber fast nichts. Einesteils zeigte sich die Gräfin sehr verschwiegen gegen die Zofe, dann befand sich dieselbe auch erst seit wenigen Tagen im Dienste derselben. Die Gräfin hatte das Mädchen, während ihrer Reise in Marseille in einem dortigen Mietsbureau angeworben und mit nach Paris genommen.

Die Polizei legte Beschlag auf die wenigen Effekten der Toten, welche sich noch in dem kleinen Hotel befanden, und Bernard erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß sich sein Verdacht voll und ganz bestätigte. Es waren nur wenige Papiere, die von der Gräfin in ihrem Koffer verwahrt wurden, allein darunter befand sich ebenfalls ein Tauschein, welcher genau demjenigen glich, welchen das „Glasauge“ im Schreibtische des Herzogs von Bligny fand.

Daneben lag jedoch ein zweiter. Dieser lautete auf einen Grafen Stanislaus Kovalsky, welcher sich etwa ein Jahr später mit Gisa Cornary vermählt hatte, und zwar zu Rom. Dieser Graf war ebenfalls der am meisten Betrogene, denn die ehemalige Tänzerin verschwieg ihm, daß sie in Nizza mit dem Herzog von Bligny eine rechtsgiltige Ehe eingegangen war. Ein Totenschein bestätigte, daß Gräfin Kovalsky vor etwa zwei Monaten Witwe wurde. Sie schien

durch den Tod ihres zweiten Gatten in den Besitz eines großen Reichtums gelangt zu sein. Bernard notierte sich alle diese Punkte und da sich keine Verwandten der toten Gräfin oder solche ihres betrogenen Gatten auffinden ließen, wurde die Tote auf einem Pariser Friedhofe beigesetzt. Ihre Effekten nahm vorläufig die Polizei in Gewahrsam. —

Das „Glasauge“ stand vor dem Chef der Polizei und befand sich augenscheinlich in angeregter Unterhaltung. Es befand sich niemand in dem großen Arbeitszimmer, dessen vergitterte Fenster auf einen Hof hinausgingen, welcher von einer Wolke Schnee durchfegt wurde. Das Wetter war schlechter geworden.

Die aufgefundenene Leiche der Gräfin Kovalsky ruhte nun bereits seit Tagen unter der Erde, ohne daß in der mysteriösen Angelegenheit des verschwundenen Herzogs von Bligny sich neue Punkte ergeben hatten, als der Detektiv Bernard diesen Morgen zu einer Besprechung bei seinem Chef erschien. Die Unterredung mußte soeben begonnen haben, das Gesicht des Polizeichefs zeigte jedoch Neugierde und eine gewisse Spannung. Es kamen ihm in dem großen von allen Leidenschaften unterwühlten Paris täglich Verbrechen und sonstige Kriminalfälle unter, aber seit langem hatte nichts ihn so sehr in Bewegung gesetzt, als dieses rätselhafte Verschwinden des Herzogs von Bligny kurz vor seiner Vermählung mit Fräulein von Brefont.

„Sie haben also etwas Neues entdeckt, Bernard?“ fragte der Polizeichef, indem er unter den Brillengläsern hervor einen prüfenden Blick auf den Detektiv warf. Eigentlich war ich nahe daran, zu glauben, daß der Fall des Herzogs sich allmählich denjenigen anreihet, welche überhaupt keine Aufklärung finden.“

Das „Glasauge“ stand heute wiederum in seinem einfachen, unauffälligen Zivilanzuge vor dem Polizeichef.

Ein kaum merkbares Lächeln der inneren Befriedigung glitt über seine Züge.

„Eine wichtige Neuigkeit, wenn ich mich nicht täusche, was ich diesmal nicht annehme,“ versetzte er. „Vor allem und um kurz den Kernpunkt zu treffen, der Herzog von Bligny lebt!“

Der Polizeichef hob rasch den Kopf und zuckte seine Schultern.

„Das ist so überraschend, daß ich schon bitten muß, mir weitere Erklärung zu geben, Bernard,“ sagte er dann.

Der Detektiv berichtete, daß er die letzten Tage dazu benutzt habe, fieberhaft den kleinsten Spuren und Andeutungen nachzugehen, welche sich ihm in der rätselhaften Sache boten. „Ich bin vorläufig nur zu der Ueberzeugung gekommen, habe also noch keine bestimmte Gewißheit,“ erwiderte er. „Wenn ich aber erst einmal so weit bin, sehe ich auch das Ziel vor mir! Dieses Ziel wird darin bestehen, daß ich den Herzog von Bligny als Mörder verhafte!“

Abermals eine Ueberraschung, die dem Polizeichef zuteil wurde.

„Als Mörder sagen Sie, Bernard?“

Es schien, als halte der Polizeichef seinen Unterbeamten für nicht ganz richtig im Kopfe.

„Sie sprachen in einem Atem von dem lebenden Herzog und einem Morde, den er begangen haben sollte. Sagen Sie mir aber doch, Bernard, wie Sie zusammenreimen wollen? Der Herzog hält sich also nach Ihrer Meinung verborgen? Weshalb aber denn, ich sehe einfach den Grund nicht ein?“

Wieder lächelte Bernard geheimnisvoll.

„Die Sache ist natürlich ungemein verwickelt und läßt sich nicht mit wenigen Worten aufklären!“ meinte er.

„Ich habe genau den Zeitpunkt festgestellt, zu welchem sich am Ufer des Seinekanals in der Nähe des Bahnhofes ein Auftritt ereignete, welcher sich allerdings sehr rasch abspielte, aber doch nicht schnell genug, als daß es nicht einen Mann gegeben hätte, der etwas davon sah und hörte!“

„Welchen Auftritt meinen Sie, Bernard?“

„Denjenigen, welcher die Ermordung der Gräfin Kovalsky herbeiführte!“

„Es ist doch nicht ausgeschlossen, daß die Gräfin freiwillig den Tod suchte!“

Bernard versetzte mit Bestimmtheit:

„Darüber bin ich mir nun völlig klar geworden. Die Gräfin wurde von einem Manne über das Ufergelände des Seinekanals mit Gewalt in die Fluten geschleudert, nachdem ein kurzes Handgemenge vorherging. Der Mann, welcher die Szene aus einiger Entfernung beobachtete, ist von mir unter größten Schwierigkeiten ausfindig gemacht worden. Die Nacht war allerdings ziemlich dunkel, und auf der Stelle, an welcher dieser neue Mord ausgeführt wurde, herrschte nicht viel Beleuchtung. Trotzdem hörte mein Gewährsmann hastige, erregte Worte, darunter diejenigen einer Frau, welche um Hilfe zu rufen schien. Er sah dunkle Gestalten, kann aber nicht angeben, ob es sich dabei um zwei oder drei Menschen handelte. Anfangs war er zu erschrocken und überrascht, als daß er sofort näher geeilt wäre, als er sich dann gefaßt hatte, war es zu spät, denn die Gräfin wurde bereits in das Wasser geschleudert. Das Ganze muß sich überraschend schnell abgespielt haben, und so sicher war mein Gewährsmann auch nicht, daß wirklich jemand über das Geländer geschleudert wurde. In diesem Falle hätte er natürlich den unweit an dieser Stelle befindlichen Rettungskahn gelöst, um das Opfer herauszuholen. Er eilte nach dem Ufer, konnte dort jedoch nichts Verdächtiges mehr sehen oder hören! Kopfschüttelnd entfernte er sich darauf, unterließ es aber auch, die nächste Polizeiwache zu benachrichtigen. Diese Leute wollen, wie bekannt, mit der Polizei nichts zu schaffen haben und drücken sich häufig genug beiseite. Der Mann empfand jedoch bei ruhiger Ueberlegung Gewissensbisse, und so kam es, daß er sich einem Kameraden gegenüber über den seltsamen Vorfall aussprach. Das war gut, denn ich gelangte dadurch in den Besitz dieser wichtigen Beobachtung.“

„Ist der Mann völlig einwandfrei?“ fragte der Polizeichef vorsichtig.

„Vollkommen,“ lautete die Antwort. „Es ist ein Familienvater, der in einer der dortigen Fabriken beschäftigt ist, und noch spät in der Nacht eine Arbeit fertig zu machen hatte, worauf er sich nach Hause begab. Ich habe nun weiter festgestellt, daß wenige Minuten nach diesem Auftritte — die Zeit schwankt allerdings auf und nieder — eine Person den Perron des Bahnhofes betrat und ein Billet nach Marseille löste. Wie ich mittelst Depesche bereits mitteilte, reiste ich ohne Zeitverlust diesem Manne nach, konnte ihn jedoch in Marseille nicht entdecken. Es handelte sich hier um keinen anderen, als den Herzog von Bligny, welcher Ursache hatte, sich vor der Trauung zu verbergen, um dann auch auf solch geheimnisvolle Weise zu verschwinden. Der Trauschein, welchen ich in seinem Schreibtische fand, gab der Sache ein neues Licht, und es ist gut, daß weder die erkrankte Braut des Herzogs noch deren Vater von dieser Entdeckung benachrichtigt wurden. Das Publikum darf zunächst noch nichts erfahren, denn unsere Nachforschungen würden dadurch zu erschwert werden.“

Der Polizeichef warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Wir werden also zunächst alles daran wenden“



müssen, die Person festzustellen und zu verhaften, welche an dem betreffenden Abend, etwa 20 Minuten vor 12 Uhr den Bahnhof betrat, um nach Marseille zu reisen.“

„Ganz recht,“ nickte das „Glasauge“. „Ich wollte mir zugleich heute einen Urlaub erbitten, um mich abermals nach Marseille zu begeben; ich bin auch hier überzeugt, daß sich der Herzog dort verborgen hält. Lange soll er sich meinen Blicken nicht entziehen!“

„Es steht Ihnen frei, wenn es Ihnen beliebt, Bernard; Sie haben in dieser Sache freie Hand. Dann eine weitere Frage:

„Was für eine Rolle spielt eigentlich die Baroness von Brefont?“

Der Detektiv erwiderte ohne Zögern:

„Sie ist eine Betrogene, welche allgemeines Mitgefühl beanspruchen darf!“

„So! Und dieser Marquis de Lerma?“

Das „Glasauge“ brauchte diesmal ein paar Sekunden Zeit, um zu antworten.

„Darüber bin ich noch unklar, ich tappe hier ziemlich im Dunklen, wenn ich mir auch schon eine Lösung nach dieser Seite zurechtgelegt habe. Ohne Beweise für meine Annahme hat dieselbe natürlich nicht den mindesten Wert, und ich möchte mit meinem Urteil bis dahin noch zurückhalten!“

„Es ist gut, Bernard! Sie wissen, daß ich selber

kein Freund von leeren Mutmaßungen bin, wenn denselben die Beweise fehlen! Glauben Sie nicht, daß es gut ist, wenn man dem Baron von Brefont in vorsichtiger Weise eine Mitteilung von — sagen wir dem „Verhältnis“ macht, welches der Herzog von Bligny unzweifelhaft mit dieser Gräfin Kovalsky, der vormaligen Gisa Cornary unterhielt? Der Baron könnte am Ende wertvolle Mitteilungen machen. Bis heute weiß er darüber wahrscheinlich nichts!“

Das „Glasauge“ erwiderte nach kurzer Pause:

„Wenn Sie gestatten, Exzellenz, so begeben Sie sich noch diesen Nachmittag in das Haus des Barons von Brefont. Ich bin dem Baron bekannt von einem gelegentlichen Besuche, welchen ich dieser Tage dort machte. Wie ich höre, hat sich der Zustand seiner Tochter auch schon bedeutend gebessert, und es gelingt mir vielleicht, einige Worte mit derselben zu sprechen. Ich halte dies für sehr wichtig. Nebenbei hege ich immer noch die unbestimmte Hoffnung, daß der verschwundene Herzog auf die eine oder andere Weise eine Nachricht, vielleicht in versteckter Form, von sich in das Haus des Barons gelangen läßt. Das wäre natürlich ein neues Moment in der Sache!“

Nachdem der Polizeichef mit Bernard noch einige weitere, wenn auch nebensächliche Punkte besprochen hatte, verließ der Detektiv den

# Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

## Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!



A. KRUPP BERNDORF

für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

880  BM

für Alpaca

Justizpalast und ging sofort daran, eine geschickte Verkleidung anzulegen. Er murmelte während dieser Beschäftigung halblaute Worte, als lege er sich den ganzen Werkzeugsplan noch einmal zurecht. Für ihn war der mysteriöse Fall ein Ansporn, seinem kriminalistischen Ehrgeiz zu genügen. Er gab sich niemals mit Kleinigkeiten ab, und je verwickelter ein Verbrechen war, desto interessanter erschien es ihm.

„Ich werde diesen verschwundenen Herzog wieder aus der Versenkung erscheinen lassen,“ sagte er sich, als er die kleine Wohnung verließ, in welcher das „Glasauge“ als anspruchsloser Junggeselle lebte. Nicht einmal seine Wirtin wußte um die Art seiner Beschäftigung. Die gute Frau, deren Geist nicht allzuweit her war, hielt den gefährlichen Detektiv für einen Schauspieler, welcher an einem der vorstädtischen Theater engagiert war. Aus diesem Grunde hielt sich Herr Bernard wohl auch die verschiedenen Anzüge, welche in seinem Schranke hingen, obwohl die Wirtin nur selten einen Blick dort hinein tun konnte.

Das „Glasauge“ hatte sich heute einen dunklen, eleganten Gesellschaftsanzug geleistet. Er trug das Haar sorgfältig gescheitelt, und ein spiegelblanker Cylinder nach neuester Mode deckte seine Stirne. Ein moderner, mit teurem Pelzkragen besetzter Ueberrock, dazu der kleine Brillant in der Krawatte, Lackstiefeletten, über welche das „Glasauge“ Gummischuhe gestreift hatte, vervollständigten die Ausrüstung eines eleganten Parisers. Das Gesicht war bartlos, denn der Detektiv wußte nicht, ob er im Salon des Barons mit einem scharfen Beobachter zusammentraf, dessen Augen möglicherweise einen noch so kunstvoll aufgelegten falschen Bart entdecken konnten. Etwas derartiges wollte Bernard zunächst vermeiden.

Der Baron selbst konnte allerdings erfahren, was Bernard in Wirklichkeit war.

Der Detektiv schritt ziemlich rasch durch den frischgefallenen Schnee nach einem Mietswagen und ließ sich nach dem Hause des Barons Brefont fahren. Er gab seine Karte ab und zwar steckte er dieselbe in ein Kuvert, da er mit Bleistift einige Worte darauf geschrieben hatte.

Bernard brauchte nicht lange zu warten, und der Diener, dessen Gesicht ernst und ruhig war, bat ihn zu folgen.

Eine Minute später befand sich der Detektiv in dem Arbeitszimmer des Barons.

Kaum hatte der Diener den Raum verlassen, so eilte Brefont mit bleicher Miene auf Bernard zu.

„Sie kommen wie gerufen,“ rief er mit hastiger Stimme.

Für den ersten Moment prallte er überrascht zurück, denn er glaubte, ein Fremder stände vor ihm dann erkannte er Bernard und sagte:

„Verzeihen Sie, ich bin nicht gewöhnt, Sie in solchem Anzuge zu sehen! Das letzte Mal trugen Sie ganz andere Kleider.“

Bernard hatte draußen seinen Ueberrock und Hut abgegeben und nickte nur gleichmäßig.

„Herr Baron, ich bin genötigt, auf meinen oft sehr verschlungenen Wegen beständig die Erscheinung zu verändern. Kehren Sie sich bitte nicht weiter dafür, ich sehe, daß Sie stark erregt sind. Es hat sich somit etwas neues ereignet. Um so besser, denn ich wollte heute mit Ihnen die einzelnen Punkte noch einmal besprechen.“

„Diese entsetzliche Geschichte ist in ein ganz neues Stadium getreten,“ stieß der Baron erregt hervor. „Was soll ich Ihnen sagen? Wie soll ich nur beginnen? Ich bin noch gänzlich außer mir und weiß überhaupt gar nicht, wie ich eine Erklärung für die-

sen neuen Zwischenfall finden kann!“

„Wenn es nicht ein Geheimnis ist, das Sie für sich allein behalten wollen, so bitte ich um Mitteilung,“ sagte Bernard.

Der Baron schritt zunächst nach den beiden Türen, schloß dieselben ab und ließ die schweren Vorhänge darüber fallen. Stillschweigend beobachtete ihn das „Glasauge“.

Der Detektiv sah in der einen Hand des Barons ein weißes Papier, das gewiß jene überraschenden Mitteilungen enthielt, von denen Brefont soeben sprach.

Bernard konnte jedoch in gewissen Dingen ruhig warten.

„Es darf vorläufig kein Mensch etwas von dem erfahren, was mir soeben geschrieben wurde,“ stieß Brefont mit halblauter, fast heiserer Stimme hervor. „Lesen Sie selbst und dann sagen Sie mir, was dies bedeutet.“

Er reichte dem „Glasauge“ den etwas zerknitterten Zettel und ließ sich im gleichen Moment in den Stuhl am Schreibtische niederfallen. Seine Miene war ganz verstört, wie der Detektiv bemerkte.

Bernard trat etwas gegen das Fenster und begann langsam zu lesen.

„Von dem Herzog von Bligny!“ sagte er, und es schien in seinen Augen aufzuflammen. Diese Bewegung währte jedoch nur eine Sekunde lang. „Ich lebe! Zwar leide ich unter dem Verhängnis, das mich betroffen hat! Ueber alles aber steht meine Liebe für Leontine. Sie wird in mir niemals ersterben, auch wenn uns beiden das Schicksal keinen sonnigen Tag mehr bescheren sollte. Stellen Sie nicht die entsetzliche Frage, weshalb und warum alles so geschah, wie es die Dinge mit sich brachten! Ich kann und darf nicht antworten — nun erst recht nicht! Vielleicht beschert mir das Geschick in späteren Zeiten noch einmal Glück und ich darf von ferne etwas über Ihre unglückliche Tochter erfahren, ich selbst aber werde für die Menschheit vollkommen verschwinden müssen! Nur soviel sei Ihnen gesagt: Die Totenhand, welche in jenem schwarzen Kasten enthalten war, kann nicht von mir kommen, da ich lebe und unverletzt bin. Ein rachsüchtiges Weib wollte damit Leontine einen tödlichen Schrecken versetzen und ihr junges Glück für immer vernichten! Leider ist der blutige Streich nur zu gut geglückt! Leben Sie wohl, Herr Baron, und gedenken sie manchmal des unglücklichen Herzogs von Bligny.“

Der Detektiv faltete bedächtig das Blatt zusammen.

„Was sagen Sie dazu?“ rief atemlos der Baron.

„Vor wenigen Minuten brachte mir die Post dieses Schreiben! Ich war erst versucht, an einen entsetzlichen Scherz zu glauben. Aber ich kenne die Schriftzüge des Herzogs, er und kein anderer hat diesen Brief geschrieben.“

Der Detektiv sagte ohne Bewegung in der Stimme:

„Darf ich dieses Papier behalten? Es könnte mir von großem Nutzen bei meinen weiteren Nachforschungen sein.“

Der Baron nickte hastig.

„Tun Sie damit, was Sie für gut halten. Ich zittere förmlich davor meinem armen Kinde diese seltsame Wendung mitteilen! Wenn der Herzog auch lebt, so würde diese Nachricht doch unter diesen Verhältnissen nur neue Rätsel und Befürchtungen übereinander häufen.“

„Sie wollten meine Ansicht hören, Herr Baron“, ließ sich das „Glasauge“ vernehmen. „Nun denn, auch ich war vollkommen überzeugt, noch bevor ich diese Zeilen gelesen hatte, daß der Herzog von Bligny nicht zu den Toten zählt!“

„Wie, Sie haben das gewußt?“ fragte ganz kon-

sterniert der Baron, indem er mit weitgeöffneten Augen den Detektiv anstarrte.

„Allerdings, Herr Baron. Sie mögen nun das erfahren, was ich in Interesse einer sicheren Verfolgung bis dahin verschwiegen. Als ich allein mitten in der Nacht den Schreibtisch des verschwundenen Herzogs durchsuchte, wobei mir ein Papier in die Hände fiel, über dessen Inhalt ich bei gelegener Zeit mit Ihnen sprechen werde, wurde ein Schuß auf mich durchs Fenster abgefeuert.“

„Ein Schuß?“ fragte Brefont, der nicht begriff, was nun wieder folgen sollte.

„Ein Schuß,“ wiederholte das „Glasauge“. „Ich stürzte nach der Terrasse, riß die Tür auf und erkannte in dem Schützen, dessen Gesicht für einen Moment vom Mondlicht beschienen wurde, den Herzog von Bligny.“

„Unmöglich“, schrie der Baron auf.

Der Detektiv zuckte nur die Schultern.

„Es ist nichts im Leben unmöglich, Herr Baron. Für alles gibt es eine Erklärung, wenn man nur weiß wie die verschlungenen Fäden ineinander laufen. Es gelang mir leider in jener Nacht nicht, den flüchtenden Herzog festzunehmen, und kurze Zeit darauf ist der Herzog nach Marseille abgereist. Auch dort hin folgte ich ihm und wieder blieben meine Nachforschungen erfolglos. Vielleicht habe ich das zweite Mal mehr Glück!“

„Aber sagen Sie mir doch,“ stöhnte der Baron, „aus welchem Grunde der Herzog eine solche Komödie aufführen konnte? Wer war der Tote, welchen man aus der Seine zog, und in dessen Taschen sich die Papiere des Herzogs befanden? Ich erkannte zudem auf das genaueste den Frack meines zukünftigen Schwiegersohnes. Auch sein alter Diener François schwankte keinen Augenblick bei der Feststellung.“

Bernard versetzte:

„Wer der Tote ist, welchem man die Hand aus dem Gelenk löste, um eine abscheuliche Komödie zu spielen, ist vorläufig noch ein Rätsel. Dasselbige wird sich ganz von selber lösen, sobald nur der Schleier von dem sonstigen Verhalten des Herzogs gezogen ist.“

„Und die Erwähnung dieses rachsüchtigen Weibes? Was meint der Herzog, wenn er wirklich noch am Leben ist, damit?“

Bernard entgegnete vorsichtig:

„Vielleicht eine Liebesgeschichte, die etwas zurück in der Vergangenheit des Herzogs liegt! Es gibt ja Weiber, welche in ihrem Hass und ihrer Wut keine Grenzen kennen, wenn sie sich vernachlässigt, oder wie man sagt, verraten fühlen!“

Der Baron schüttelte heftig den Kopf.

„Der Herzog verkehrte in Paris aber mit Niemand, dessen Persönlichkeit in Betracht kommen könnte. Ich weiß dies ganz bestimmt.“

„Wissen Sie aber auch, ob der Herzog nicht früher, während er sich auf Reisen befand, mit einer weiblichen Person in nähere Beziehungen getreten ist, welche dann wahrscheinlich gegen den Wunsch und Willen dieser Dame von ihm gelöst wurden?“

Betroffen blickte Brefont den Sprecher an. Daran hatte er wirklich noch nicht einmal gedacht, obwohl eine solche Annahme sehr nahe lag.

Der Herzog war jung, elegant und reich, bereit jahrelang die alte und neue Welt, und bei dieser Gelegenheit konnten ihm allerdings so manche Lebesabenteuer untergekommen sein.

„Wenn ich so etwas geahnt hätte!“ stöhnte der Baron.

Bernard meinte lächelnd:

„Das dürfte wohl in den besten Kreisen passieren. Herr Baron. Trifft es eine Person, welche uns nahe

steht, so legen wir freilich einer solchen Angelegenheit ganz besondere Bedeutung bei.“

„Was gedenken Sie nun zu tun?“ fragte der Baron. Ich erkläre offen, daß ich wie vor den Kopf geschlagen bin und nicht weiß, was beginnen.“

„Zunächst bitte ich Sie, Herr Baron, Ihrer Tochter, der Baronesse, nichts von dieser Mitteilung des Herzogs zu sagen. Die junge Dame wird dringend der Ruhe bedürfen, um ihr Gleichgewicht wieder zu finden.“

Gestatten Sie mir die Frage, wie es der Baronesse ergeht?“

„Gott sei Dank, besser!“ erwiderte der Baron. Leontine hat bereits das Krankenlager verlassen und darf sogar Besuche empfangen. Gegenwärtig weilt ein alter Bekannter von uns, den wir früher einmal in Mentone oder Nizza kennen lernten, bei ihr, Herr Marquis de Lerma.“

Bei Erwähnung dieses Namens zuckte der Detektiv unwillkürlich zusammen und sagte mit erzwungener Ruhe:

„Das freut mich zu hören, Herr Baron. Ich füge hier gleich eine weitere Bitte an. Würden Sie mich wohl zu der Baronesse begleiten? Ich möchte einige Worte mit ihr sprechen, wenn dieselben auch noch gleichgiltig lauten werden. Weshalb und warum, das behalte ich vorläufig für mich. Es bildet ein kleines, aber diesmal harmloses Geheimnis!“

Der Baron erhob sich von seinem Stuhle.

„Meine Tochter wird aber erschrecken, wenn sie hört, daß ich ihr einen Kriminalbeamten bringe!“

„Ich wollte Sie schon bitten, mich einfach als einen früheren Bekannten von Ihnen einzuführen! Unter keinen Umständen darf das Wort „Polizei“ dabei fallen. Nebenbei interessiere ich mich auch für den Marquis de Lerma. Ich muß Ihnen leider die Andeutung machen, daß unsere politische Geheimpolizei sich mit dem Marquis seit langem beschäftigt. Allerdings sehr vorsichtig. Der Marquis bildet somit auch für mich eine gewissermaßen interessante Persönlichkeit! Man weiß niemals, wozu eine solche Begegnung nützt.“

Der Baron fühlte sich durch die letzten Worte des Detektivs peinlich berührt.

„Was den Marquis de Lerma betrifft, so kann ich Ihnen sagen, daß wir den Herrn eigentlich nur von unserem Aufenthalt in Mentone her kennen, wo er sich sehr um Leontine beschäftigte. Vielleicht hegte der Marquis damals gewisse Hoffnungen, die sich jedoch nicht realisierten. Erst vor wenigen Tagen ist er wieder in Paris aufgetaucht und machte mir seinen Besuch. Er scheint meine Tochter noch immer nicht vergessen zu haben und stellte sich nur jeden Vormittag ein, um nach Leontines Befinden sich zu erkundigen. Da er sehr geistreich und liebenswürdig zu plaudern versteht, außerdem in seinem Wesen etwas hat, das die Frauen anzieht, so läßt sich Leontine selbst jetzt seine Besuche gefallen. Wir haben auch nicht das Geringste an seinem Benehmen auszusetzen, und wenn er wirklich sich in politische Dinge mischte, so entzieht sich dies natürlich meinem Wissen und auch meiner Beurteilung.“

„Selbstverständlich, Herr Baron. Ich denke auch nicht daran, einen wenn auch noch so geringfügigen Auftritt mit dem Marquis herbeizuführen, der mich nur als Privatperson kennen lernen soll.“

Der Baron war damit zufrieden und öffnete die Türen wieder. Er forderte Bernard mit einer Handbewegung auf, ihm zu folgen, hielt es auch nicht für notwendig, vorher einen Diener zu Leontine zu schicken.

## V.

Inzwischen saß der Marquis de Lerma bei Leontine von Brefont in deren kleinem reizend ausgestat-

teten Boudoir. Der Marquis brachte jeden Morgen, so oft er im Hause des Barons vorsprach, einen wunderbaren Strauß blühender Blumen mit, das Teuerste, was sich in Paris um diese Jahreszeit beschaffen ließ.

Erst seit zwei Tagen erlaubte der Arzt Leontine, einige Stunden außer Bett zuzubringen und ihre Bekannten zu empfangen.

Als erstem wurde dem Marquis diese Gunst zu teil, und er verstand es in ausgezeichnete Weise, sich diskret und doch liebenswürdig der Genesenden zu nähern. Es wurde anfangs kein Wort von den schrecklichen Vorfällen gesprochen, welche den leidenden Zustand Leontines herbeiführten.

Der Marquis, welcher die peinlichste Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung legte, war viel zu vorsichtig und ging mit raffinierter Ueberlegung vor, als daß er durch ein unbedachtes Wort die mühsam geschaffene Situation zerstört hätte.

Heute aber war es doch anders gekommen.

Leontine selbst brachte plötzlich das Thema auf das Verbrechen, welchem der Herzog zum Opfer gefallen war.

In den dunklen Augen des Südfranzosen flackerte ein seltsames Licht auf, und vorsichtig ging er auf das gefährliche Thema ein.

Leontine, welche in einem blauseidenen Negligeé in den Kissen eines bequemen Stuhles ruhte, erregte sich unwillkürlich mehr und mehr. Ungelöste Rätsel und Fragen begannen sie zu ängstigen, und sie wußte selbst nicht, wie es kam, daß sie heute den Verdacht laut werden ließ, der unglückliche Herzog wäre vielleicht einem Verbrechen zum Opfer gefallen, in welchem eine Frau verwickelt war, die sich an ihm rächte, weil er sie verließ. Darauf deutete schließlich auch die verhängnisvolle Schrift jenes Zettels hin, der in dem Kästchen lag.

Der Marquis fuhr sich mit einem geheimnisvollen Lächeln über den glänzenden schwarzen Bart und sagte dann:

„Vielleicht könnte ich Ihnen darüber einige Aufschlüsse geben, Baronesse. Ich schwieg bis dahin nur, weil ich davor zitterte, daß Sie erschrecken oder sich aufs neue erregen könnten, denn Ihr Glück und Wohlbefinden geht mir über alles!“

Er wußte wohl, daß er mit diesen Worten den glimmenden Funken in ihrer Seele zu hellem Brande anfachte.

Die Baronesse erhob sich zur Hälfte, und ihre feuchten Blicke hingen fieberhaft an den Lippen des Marquis.

„Sie wissen mehr als ich und mein Vater!“ stieß sie hervor. „Diese Ungewißheit und bange Furcht, welche sich meiner bemächtigt, wenn ich allein bin, ist aber entsetzlicher als alle Wahrheit und wäre sie noch so furchtbar. Ich flehe Sie an, Marquis, seien Sie barmherzig und sagen Sie mir alles, was Ihnen über den Herzog bekannt ist.“

„Nun denn, Leontine,“ versetzte der Marquis, indem er seine Stimme dämpfte, trotzdem die gährende Leidenschaft durch dieselbe zitterte, „suchen Sie den Mann zu vergessen, der nur Kummer und Schmerz in Ihr junges Blütenleben brachte! Ich habe unablässig meine Nachforschungen über ihn fortgesetzt, seit dem verhängnisvollen Hochzeitstage, welcher Sie an den Rand des Grabes brachte! Der Herzog war Ihrer nicht würdig, er war treulos Ihnen gegenüber und durfte seine Hand nicht ausstrecken, um dieses meine Glück an sich zu reißen.“

Totenbleich war Leontine in den Stuhl zurückgesunken, und ein Schmerzenslaut glitt über ihre Lippen.

Der Marquis sprang auf und beugte sich über die Leidende.

Er wußte, daß sie jetzt aus aller Gefahr war, und selbst die Aufregung, welche er ihr bereiten mußte, konnte sie nicht töten, wohl aber die Empfindung, welche sie noch immer für den Herzog hegte, umwandeln.

„Ich Unglückseliger, was habe ich getan,“ rief er scheinbar entsetzt. „Weshalb nahm ich den Namen des Herzogs in den Mund? Ich konnte mir doch sagen, daß ich nur aufs neue die blutige Wunde aufreiß!“

Er bedeckte die weiße Hand Leontines mit heißen Küssen. Aber plötzlich faßte sich die Leidende und schüttelte die Schwäche von sich ab.

„Nein, es ist zu spät, Marquis!“ sagte sie mit eigentümlicher Hartnäckigkeit. „Sprechen Sie weiter, ich will alles, auch das letzte wissen! Sie haben nichts zu befürchten. Ich überwand den furchtbarsten Streich, welchen man gegen mich führte, an meinem Hochzeitsmorgen, ich werde auch jetzt nicht sterben!“

Der Marquis neigte den Kopf und erwiderte:

„Ich bin Ihr Sklave, Leontine, befehlen Sie über mich! Ich möchte freilich Ihren Lebensweg nur mit Rosen bestreuen und jedes Ungemach entfernen, das sich Ihnen nähert, aber Sie haben recht, in diesem Augenblick ist es gewissermaßen Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß der Herzog Sie verraten hat!“

„Sprechen Sie weiter — weiter!“ flüsterte Leontine, während sie halbgeschlossenen Augen in dem Stuhle lag.

Und Marquis de Lerma sprach. Er ließ von Zeit zu Zeit seine prüfenden heißen Blicke über die schlanke Gestalt der Baronesse gleiten und sagte:

„Der Herzog von Bligny hat eine bewegtere Vergangenheit hinter sich, als Sie jemals ahnen konnten. Während seiner langen Reisen, die er unternahm, knüpfte er zahlreiche Liebesverhältnisse an! Es mag so manche Verratene irgendwo in einem Weltwinkel die Fäuste ballen und einen Fluch für den Herzog von Bligny haben! Diese unglücklichen Frauen mögen sich aber wohl meist in ihr trauriges Los geschickt haben, und nur hin und wieder riß sich eine empor, um sich an dem Treulosen zu rächen. Ich habe nun folgendes festgestellt:

Der Herzog hielt sich vor zwei Jahren etwa eine kurze Zeit in Nizza auf, wo er viel mit einer Tänzerin der Pariser Oper verkehrte, welche durch ihre Schönheit und ihre extravaganten Toiletten den Mittelpunkt der dortigen eleganten Halbwelt bildete. Das Sonderbare dabei ist, er nannte sich Maurice de Lanterre, der Name wurde nicht etwa aus der Luft gegriffen, denn das Schloß seines verstorbenen Vaters heißt Lanterre. Es machte nicht geringe Mühe, einige Leute zu finden, welche über das Verhältnis, in welchem der Herzog zu Gisa Cornary — so hieß die Tänzerin — stand, klare Auskunft zu geben vermochten. Ich erfuhr nun ganz überraschende Dinge. Die schöne Tänzerin, eine glutäugige Schönheit, verschwand eines Tages zum Ueberraschen aller übrigen Kavaliere von Nizza und zwar mit Maurice de Lanterre. Es hieß, die beiden hätten sich nach London begeben, um sich dort trauen zu lassen.“

Der Marquis schwieg einen Moment, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

Mit einem Ruck öffnete die Baronesse die Augen und blickte geradezu entsetzt den Sprecher an.

„Um sich trauen zu lassen, sagen Sie, Marquis,“ stammelte sie mit bleichen Lippen.

Der Marquis nickte bestätigend sein Haupt. Ich gab zunächst nichts auf dieses Gerede, wollte mir aber auch in dieser Hinsicht Gewißheit verschaffen. Die Expreszüge brauchen heutzutage nicht lange, um von einem Land in das andere zu fliegen. — Bald hatte ich London erreicht, und da ich mir

in Nizza einige orientierende Notizen verschaffen konnte, so gelang es mir auch, die kleine Kirche aufzufinden, in welcher tatsächlich — Maurice de Lanterre mit der Tänzerin Gisa Cornary getraut wurde! Eine Täuschung ist vollkommen ausgeschlossen, wie ich ermittelte. Das junge Paar hielt sich die ganze Zeit in London nach der Trauung auf und verschwand dann abermals, die Spur deutete nach dem Orient, durch welches Land der Herzog von Bligny, welcher sich bei der Vermählung einen falschen Namen zugelegt hatte, mit seiner jungen Frau reiste. Wenn ich soeben sagte, daß er einen falschen Namen benutzte, so drückte ich mich vielleicht nicht ganz richtig aus, denn der Herzog von Bligny hat wahrscheinlich auch die Vollberechtigung, sich Lanterre zu nennen, weil sein Urgroßvater diesen Namen früher trug und erst vor etwa 100 Jahren den Herzogstitel und den Namen Bligny erhielt. Die Trauung ist somit rechtsgiltig geschlossen, und der Herzog durfte unter keinen Umständen eine zweite Ehe eingehen, denn er machte sich dabei der Bigamie schuldig.“

Mit totblassem Gesicht saß Leontine dem Marquis gegenüber. Was sie hörte, überstieg das Furchtbarste ihrer Erwartungen. Nun zeigte sich mit einemmale die Lösung des dunklen Rätsels!

„Jene Frau,“ stammelte sie, „er hat sie ebenfalls verlassen und sie folgte ihm wohl hierher nach Paris, wo sie ihm an dem Hochzeitsmorgen in irgend einer Straße entgegentrat, um ihn zu ermorden. Ist dem so, Marquis.“

„Was dem Verschwinden des Herzogs vorherging, weiß ich leider nicht, Leontine, aber etwas anderes ist mir bekannt. Man zog die Leiche einer jungen Frau aus dem Seinekanal bald nach dem Verschwinden des Herzogs, und da ich zufällig durch die Zeitung davon erfuhr, so sah ich mir die Tote an. Es stieg mir ein bestimmter Verdacht dabei auf. Sofort erkannte ich in der leblosen Gestalt, welche inzwischen beerdigt wurde, die einstige Tänzerin Gisa Cornary, die Gattin des Herzogs von Bligny. Ich hatte mir natürlich von ihr schon in Nizza eine Anzahl Portraits verschafft, welche dort unschwer zu erlangen waren, da die Künstlerin seiner Zeit eine gewisse Rolle in der Halbwelt spielte. Ihre Bilder waren in allen Photographenkasten ausgestellt.“

„Sie ist tot!“ rief Leontine zusammenschauernd. „So ging sie also freiwillig in die Seine?“

„Man kann das annehmen, wenigstens ist vorläufig keine andere Deutung zulässig! Erklärlich finde ich den Selbstmord auch wohl, denn nachdem die leidenschaftliche Tänzerin ihrer Rache genügt hatte, zerfiel sie wahrscheinlich mit sich selbst und suchte den Tod, womit sie das vorhergegangene Verbrechen zu sühnen glaubte!“

„Entsetzlich!“ hauchte die Baronesse.

„Wie aber wurde der Herzog ermordet? Ist Ihnen auch darüber etwas bekannt geworden?“

„Nein, Baronesse, nicht das geringste. Ich schwöre es Ihnen bei allem, was mir heilig ist, denn ich würde in solchem Falle der Pariser Polizei meine Angaben zu machen gezwungen sein. Wie es gelang, den Herzog während der Fahrt zu überlisten, wer ihn verschwinden ließ, und wie er dann ebenfalls in den Seinekanal kam, darüber herrscht undurchdringliches Dunkel. Sehen Sie nun ein, Leontine, daß Sie einem Unwürdigen Ihr Herz und Ihre kostbare Liebe geschenkt haben? Wie glücklich mußte sich der Mann fühlen, von Ihnen geliebt zu werden! Auf Händen hätte ich Sie getragen, jeden Stein aus Ihrem Wege geräumt, wenn dieser Elende mir nicht zuvorgekommen wäre, denn ich weiß, es gab eine Zeit, wo ich Gnade vor Ihren Augen fand. Nur ein unabwendbares läßliches Geschick zwang mich damals abzureisen und eine längere Zeit fern zu blei-

ben. Als ich später aber zurückkehren wollte, hörte ich von Ihrer Verlobung mit dem Herzog und zog mich blutenden Herzens zurück!“

In der Erregung hatte er immer hastiger gesprochen, und nun erfaßte er Leontines Hand, um sie stürmisch an seine Lippen zu ziehen.

„Sagen Sie mir, Leontine, damit ich nicht alle Hoffnungen verliere, daß später, wenn dieser große Schmerz von Ihnen gewichen ist, wenn wieder Ruhe und Zuversicht in Ihre Seele eingezogen, daß dann Ihr Auge mir wiederum zulacht!“

Seine Stimme klang nun leidenschaftlich erregt, und er stürzte vor Leontine auf die Kniee, um ihre Hände mit unzähligen Küssen zu bedecken. Der Marquis bemerkte nicht, daß sich die Portiere der Tür bewegt hatte, und der Baron Brefont in Begleitung des Detektivs dort erschienen war.

Brefont stand erst wie vom Donner gerührt und fand kein Wort vor Ueberraschung.

Weder Leontine noch der Marquis wurden durch ein Geräusch auf die Anwesenheit der beiden Personen aufmerksam gemacht, denn der Boden war mit dicken Teppichen belegt. Das „Glasauge“ hatte sogar einen Teil der Worte vernommen, welche der Marquis an Leontine richtete. Er machte sich darüber seine ganz bestimmten Schlüsse.

Plötzlich erschütterte ein herzbrechendes Schluchzen die Gestalt der Baronesse.

Der Marquis sprang betroffen auf und fragte zitternd:

„Was ist Ihnen, Leontine, haben Sie kein Wort auf meine heiße Bitte?“

Da schüttelte die bleiche Gestalt im Stuhle den schönen Kopf und erschütternd kam es von ihren Lippen:

„Und wenn es der elendste aller Menschen wäre, ich liebe ihn und werde mit dieser Liebe sterben.“

Ein zischender Fluch entfuhr den Lippen des Marquis de Lerma. Weiteres zu sprechen, vermochte er nicht, denn in diesem Augenblick trat der Baron Brefont näher.

Mit eisiger Kälte blickte er den Marquis an.

„Herr Marquis“, sagte er noch bleich vor Erregung, „ich bin ungewollt Zeuge eines Auftritts geworden, welcher mich zu der Bitte veranlaßt, Sie zu ersuchen, mein Haus zu verlassen. Es ist eine Schwerleidende, welche Sie erschreckt und geängstigt haben! Sie durften dies niemals vergessen!“

Der Marquis war gleichfalls bis in die Lippen erblaßt. Er warf giftige Blicke auf den Baron, noch mehr aber auf den Mann, welcher schweigend hinter ihm stand.

Wo hatte er nur dieses Gesicht mit den sonderbaren Augen gesehen? Vergeblich zerbrach er sich mit blitzartiger Schnelligkeit den Kopf.

Ein Bekannter jedenfalls, denn der Fremde trug elegante Gesellschaftstoilette.

Der Baron schien es nicht einmal für notwendig zu erachten, die Herren mit einander bekannt zu machen. Er neigte sich voll zärtlicher Sorge über Leontine, welche schweratmend und halb ohnmächtig im Stuhle lag.

Der Marquis verbeugte sich tief vor dem Baron und murmelte einige Worte, welche wie eine Entschuldigung lauteten, dann verließ er aufrechten Ganges das Boudoir, ließ sich draußen von dem Diener seinen Pelz überwerfen und schritt hinaus in das Schneetreiben, welches ihm die Flocken ins Gesicht warf. Er achtete nicht darauf, sondern stieß wilde Flüche hervor. So nahe seinem Ziel, war ihm der Preis wieder entrissen worden! Der dazu gekommene Baron hatte ihn wenig gekümmert, aber das unerwartete Bekenntnis Leontines, daß sie trotz all dieser Enthüllungen noch immer dem Herzog die Liebe

bewahrte, selbst dann noch, wenn sie doch annehmen mußte, daß derselbe tot war, gab ihm einen Streich, welchen er nicht erwartete. Es war, als schmetterte eine eiserne Faust den Streich auf den Kopf, so daß er förmlich darunter taumelte.

Was dann? Hatte er umsonst seit Wochen alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Einfluß des Herzogs langsam zu untergraben und ihn selbst zu vernichten?

Der Marquis sah sich hastig um, denn er glaubte eine Gestalt zu bemerken, welche ihm in dem Schneetreiben folgte. Er hatte sich wohl getäuscht! An eine Aenderung der Gefühle Leontines glaubte er selber nicht! Mir bleibt kaum mehr etwas anderes übrig, als Paris zu verlassen, wo mir der Boden ohnedies heiß zu werden anfängt! Nur zur Gewinnung meines letzten Spieles, eine Verbindung mit Leontine herbeizuführen, könnte mich bewegen, Paris noch einmal zu betreten!

Wieder folgte eine Anzahl grimmiger Flüche, und der Marquis stürmte weiter im Schnee, ohne allem Anschein nach ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben. Er mußte sich erst beruhigen, bevor er nach seinem Hotel zurückkehrte, denn alles kochte und gährte in ihm vor Wut und Enttäuschung.

\* \* \*

Der Zustand Leontines war durch die Szene mit dem Marquis de Lerma wirklich so verschlimmert worden, daß sofort der Arzt gerufen werden mußte. Unter diesen Umständen bedeutete es für Bernard eine Unmöglichkeit, länger zu bleiben oder mit der Baroness einige Worte zu sprechen.

Er verließ daher beinahe unmittelbar hinter dem Marquis das Haus Brefonts und erblickte sogar in einiger Entfernung den dahinstürmenden Marquis. Ohne sich selbst klar zu werden, wozu es dienen konnte, folgte das „Glasauge“ dem verdächtigen Marquis, dessen Person seit wenigen Minuten für Bernard in einem neuen Licht erschienen war.

Allmählich schienen sich die Widersprüche in diesem geheimnisvollen Kriminalfall aufzuhellen.

Der Mann, welchen also der Marquis einmal hinter sich zu sehen glaubte, war kein anderer als der Detektiv. Mit seinen wilderregten Gedanken vollkommen beschäftigt achtete später der Marquis nicht weiter darauf. Wohl war ihm das Gesicht Bernards eben im Boudoir der Baroness aufgefallen, und ein unbestimmtes Gefühl warnte ihn vor demselben. Aber er dachte nicht daran, daß es dasselbe Gesicht sein könnte, welches ihm in der Leichenkammer der Morgue mit eben diesen Augen entgegentrat. Hätte er sich solches klar gemacht, er würde nicht wenig überrascht gewesen sein und wahrscheinlich erraten haben, daß es ein Geheimpolizist war, welcher in der rätselhaften Geschichte recherchierte.

Das Schneetreiben wurde stärker, und ein paar Mal schien es, als wäre der Marquis in demselben verschwunden, so daß ihn Bernard nicht mehr sah. So leicht gab aber der Detektiv eine Verfolgung nicht auf. Er hatte entdeckt, daß der Marquis in einen Stadtteil sich verirrt, welcher nicht gerade zu den elegantesten gehörte. Vielleicht geschah es von seiten des Verfolgten ganz zufällig, denn wie erwähnt, beschäftigte er sich mit seinen übereinanderstürmenden Gedanken, ohne auf den Weg zu achten.

Das „Glasauge“ glaubte jedoch eine bestimmte Absicht zu erkennen. Plötzlich drangen ihm unverständliche Worte an das Ohr.

In einiger Entfernung von ihm mußten zwei Männer sich streiten. Des starken Schneefalles wegen war nichts Deutliches zu erkennen, und der Detektiv beflügelte deshalb seine Schritte. Unter einer Laterne, die man vor kurzem anbrannte, da die Dunkelheit eingefallen war, bemerkte er nun zwei Gestalten. Um

besser beobachten zu können, drückte er sich hastig in eine Nische der Hauswand und verharrte dort regungslos. Es war kein anderer als der Marquis de Lerma, welcher sich mit einer zweiten Gestalt unterhielt. Diese Unterhaltung schien wenig freundlicher Natur zu sein, und als das „Glasauge“ einen günstigen Moment benutzend, sich vorbeugte, um besser sehen zu können, fand er, daß der Mensch, welcher den Marquis ansprach, ohne Ueberroek war und die eine Hand in der Tasche verbarg, als zöge ihm die Kälte den Körper zusammen.

„Ein zerlumpter Geselle!“ entfuhr es leise den Lippen des Detektivs. „Sie streiten sich, wie es scheint, um etwas. Schade, daß ich kein Wort davon verstehen kann! Vielleicht nur eine zufällige Anrempelung, welche sich der Marquis nicht gefallen ließ. Vielleicht aber auch — — etwas anderes!“

Die beiden Gestalten bewegten sich hin und her, und plötzlich gab der Marquis dem Zerlumpten einen Stoß, so daß derselbe gegen die Mauer der Straße zurücktaumelte.

Eine Verwünschung und einige drohende Worte wurden dem rasch davoneilenden Marquis von dem in die Knie gestürzten Menschen nachgeschickt, aber derselbe dachte nicht daran, dem Marquis zu folgen. Er klopfte sich den Schnee von den Knien ab, brummte unverständliche Worte und kam dann die schlecht erleuchtete Straße herunter. Er mußte dicht bei dem Detektiv vorüberschreiten, so daß ihn dieser besser als bisher beobachten konnte. In dem weichen Schnee hörte man fast keinen Laut. Jetzt tanelte ein Schatten auf und huschte dicht vor dem „Glasauge“ vorbei. Als der Vagabund im Schneetreiben verschwunden war, trat der Detektiv hervor.

„Es war der Fuchs!“ nickte das „Glasauge“. „Nun werden wir sehen, wie sich die weiteren Dinge gestalten. Zum Glück habe ich ein paar Wörtchen aufgefangen, die mir von Wichtigkeit sind! — —

## VI.

Es mochte über Mitternacht gehen, als eine schlechtgekleidete Gestalt, ganz gekrümmt von der bitteren Kälte, welche diese Nacht herrschte, sich durch die schmale Straße im Pariser Verbrecherviertel bewegte. Der Mann hatte den alten, schäbigen Hut tief über das Gesicht und die Ohren gezogen. Jetzt, da er unter einer Laterne dahinhuschte, die Füße emporziehend, als empfinde er Schmerzen, sah man sein bartloses, schmutziges Gesicht mit den dunklen Ringen um die Augen. Einige wirre schwarze Haarsträhnen fielen in die Schläfen. Um den Hals hatte der Mensch, allem Anschein nach einer von den Tausenden, welche stehend und faulenzend im dunkelsten Paris vegetieren, ein ehemals rotes, schmutziges Tuch geknüpft, welches beinahe bis ans Kinn reichte. Der dicke Rock zeigte eine ganze Sammlung von Flecken, die mit roher Hand daraufgenäht waren. Während der eine Fuß in einem viel zu großen Stiefel steckte, war der andere dick in Leinwand eingehüllt und mit Stricken umbunden. Der Mensch bildete geradezu einen erschreckenden Anblick.

Nun machte der Zerlumpte Halt.

Er zog die Hände aus den Taschen, führte sie an den Mund, blies hinein und hüpfte mit einem Fuß auf den anderen. Dabei schielten seine Augen nach einer roten, halb zerbrochenen Laterne, welche über dem Eingang eines Kellerlokals hing. Hier kamen die gefährlichsten und verkommensten Subjekte von Paris zusammen. Mörder und Diebe, Leute, welche nach Verbüßung schwerer Strafen aus dem Zucht-hause entlassen wurden und dann aller Existenzmittel bar, sich mit gleichgesinnten Kameraden über neue Schandtaten besprachen. Die Polizei kannte

ganz genau diese Kaschemme, hob sie aber nicht auf, sondern duldet sie ruhig weiter. Der Polizeichef wußte ganz genau, daß im Falle einer Aufhebung das lichtscheue Gesindel eben wo anders zusammentraf, wo man es nicht so gut kontrollieren konnte wie hier unten bei Vater Noah. Sobald es die Polizei für angebraeht fand, dem Wirte einen Besuch abzustatten, erschienen wie aus der Erde gestampft, eine Anzahl Geheimpolizisten, welche die Türen versperrt hielten und sich den gesuchten Verbrecher aus den übrigen herausholten. Obwohl dies schon mehrmals vorgekommen war, so wurden die Uebrigen dadurch nicht etwa abgehalten, die Kaschemme aufzusuchen, denn der Verbrecherleichtsinn ist ja bekannt. Ein jeder Einzelne glaubte klüger zu sein als der festgenommene Vorgänger. Bei jedem Verbrechen heißt es doch vor allen Dingen, Beweise zu schaffen.

Vom Turm der Kathedrale schlug es ein Uhr, als sich eine zweite Gestalt dem Eingang der Kaschemme näherte. Der Mann schritt aufrecht und hastig daher. Als er unter der Laterne stand, konnte man sehen, daß er etwas besser gekleidet war, wie der zuerst geschilderte Vagabund. Er besaß sogar einen Ueberrock, wenn auch verschlossen und mit einem Riß unter dem linken Arm. Sein Schuhzeug schien aber ganz zu sein, und auf dem Kopf saß ihm ein ziemlich gut erhaltener Hut. Nur um den Hals trug der Neuangekommene ebenfalls statt weißer Wäsche ein großes wollenes Tuch, das ihn wenigstens vor der Kälte schützte. Er horchte einen Moment auf die in der Nacht halb verschwommen herüberkommenden Glockenschläge, nickte dann mit dem Kopfe und stieg die Stufen zum Eingang hinunter.

Gleich darauf war er verschwunden.

Wo war unser erster Mann inzwischen geblieben?

Der ganz zerlumpte Mensch hatte sich blitzschnell in eine Vertiefung der Mauer gedrückt, als er entfernte Schritte vernahm. Der Schneefall hörte schon seit einigen Stunden auf, und die harten Absätze des Näherkommenden verursachten ein laut vernehmbares Geräusch. Jetzt, als der bessergekleidete Verbrecher, — denn um einen solchen mußte es sich wohl handeln — in der Tür unten verschwunden war, trat der zerlumpte Mensch wieder hervor und begab sich gleichfalls in das Kellerlokal. Es befanden sich etwa zwei Dutzend Köpfe in dem nicht allzu großen Raum. Ein mächtiger eiserner Ofen stand in der Ecke und war bis zum Glühen angeheizt. Die Gäste bestanden größtenteils aus Männern, doch befanden sich auch zwei ziemlich verkommene Frauenzimmer darunter. In der Hauptsache hockten sie auf gewöhnlichen Holzbänken, welche in der Nähe des Ofens aufgestellt waren, denn die Nacht hatte sich wieder kalt angelassen. Da und dort hielt einer dieser Ausgestoßenen der Menschheit ein Absynthglas in der Hand und sog an dem Strohhalme, welcher in dem Getränk steckte. Manche saßen auch in kleinen Gruppen zusammen und flüsterten sich etwas in die Ohren. Hier unten wurden gar oft die abscheulichsten Verbrechen besprochen und Pläne für einen Diebeszug entworfen.

Als der etwas besser gekleidete Mensch vorhin eingetreten war, hatte er flüchtig aufgeblickt und bemerkte in der Ofenecke einen Burschen von etwa 25 Jahren mit struppigem Haar und aufgedunsenem Gesicht, in welchem ein brutaler, gewalttätiger Zug lag.

Der Bursche erhob sich von der Seite seiner Dirne, die neben ihm saß, und winkte mit den Augen dem Neueingetretenen. Ohne sich weiter um die übrigen zu kümmern, verschwand er durch eine im Hintergrund befindliche Türe, und nachdem der andere ein Geldstück auf das schmutzige Buffet des Vaters

Noah geworfen hatte, folgte er wortlos dem Vorangehenden.

Der erste Bursche stieß in dem dunklen Gange, welchen er betreten hatte, eine Tür auf und brannte Licht an. Dasselbe bestand lediglich in einer Kerze, die im Halse einer leeren Weinflasche steckte. Das Zimmer war klein, die Wände weiß gestrichen, und als einzige Ausstattung standen ein Tisch mit zwei Stühlen in der Mitte, während eine eiserne Bettstelle mit ein paar Pferddecken in der Ecke bemerkbar wurde.

Der Mann, welcher dem Vorangehenden folgte, trat durch die Tür und verriegelte sie sofort.

„Es ist gut, daß Sie gekommen sind,“ sagte der Zuersteingetretene mit drohender Stimme. „Den Stoß, welchen Sie mir im Zorn gegeben haben, sollen Sie mir teuer bezahlen!“

Der Zuletzteingetretene ließ sich auf einem der hölzernen Stühle nieder und kreuzte die Beine. Er blickte furchtlos und verächtlich den zerlumpten Burschen an, welcher ihn mit böartigen Augen betrachtete.

„Weshalb mußtest Du mich reizen, Dummkopf,“ gab er zur Antwort. „Ich habe Dir bei einer anderen Gelegenheit klipp und klar erklärt, daß ich unter keinen Umständen auf der Straße angesprochen werden darf. Du konntest Dir das merken. Wenn nun irgend ein Beobachter in der Nähe stand, was dann? Man würde große Augen machen, wenn man mich im Gespräch mit einem solch' zerlumpten Patron sehen würde.“

Der Verbrecher setzte sich auf die eine Ecke des Tisches und meinte höhnisch:

„Sie müssen mir die Ueberraschung schon zu gute halten. Ich wußte bis gestern nicht einmal, wer eigentlich mein famoser Auftraggeber war. Ein Zufall hat es mir verraten: Marquis de Lerina, wohnhaft im Hotel Orient. Das war doch wenigstens eine Neuigkeit. Ich habe Sie übrigens zufällig in jener Straße getroffen. Warum laufen Sie in solchem Viertel herum? Sie hätten mir ja eine anständige Antwort geben können, und ich wäre meines Weges gegangen. So aber wurden Sie aufbrausend, und das schickt sich nicht für einen so guten Freund und Genossen.“

Der Marquis, welcher sich in solch' seltener Gesellschaft bewegte und die Verkleidung dieser Menschen angelegt hatte, fuhr vom Stuhle empor, und seine Augen strahlten solch' heiße Flammen aus, daß der andere unwillkürlich sich zusammenduckte.

„Na, na! werden Sie nur nicht gleich wild!“ preßte er hervor. „Unser einer ist es nun einmal gewöhnt, daß man anständiger behandelt wird.“

„Halte Deine Zunge im Zaum, Schuft,“ knirschte der Baron, und er richtete seine faszinierenden Blicke auf den Verbrecher.

„Du hast mir heute beim Auseingehen einige drohende Worte zugerufen. Punkt 1 bei Vater Noah. Du siehst, ich bin hier, obwohl ich Dir für den Dienst, welchen Du uns geleistet hast, eine Belohnung ausfolgte, bin ich doch bereit, Dir noch etwas zuzulegen. Wohin ist übrigens das Geld gekommen, welches Dich für ein ganzes Jahr aller Sorge hätte entheben können?“

Der Strolch veränderte seine respektlose Stellung, die er auf der Tischecke eingenommen hatte, nicht um eine Linie. Er stieß ein kurzes Lachen aus, das drohend klang, und erwiderte auf die scharfe Frage des Marquis.

„Ich hatte Pech, mein verehrter Herr! Mit dem Gelde hätte ich allerdings eine Zeitlang sorgenlos leben können, aber wie das so einmal geht. Unser-einer will sich auch amüsieren, denn man kommt selten genug dazu. Ich suchte also einige alte Freunde

und Freundinnen auf, und wir vergnügten uns eine ganze Nacht hindurch.“

Der Marquis warf dem Burschen einen hämischen Blick zu und rief:

„Du warst natürlich dumm genug, das ganze Geld in der Tasche bei Dir zu tragen.“

„So ist es, Herr Marquis,“ lautete die Entgegnung. „Ich verstand nie zu sparen und so manches Goldstück ist schon durch meine Hände gerollt. Was tut's auch, ich schlage mich immer wieder durch!“

„Sie stahlen Dir also Dein ganzes Vermögen!“

„Wer es getan hat, weiß ich nicht, aber es stimmt schon! Am Morgen fand ich mich unter einem Tische liegend und zwar mit leeren Taschen! Die Geschichte konnte also wieder von vorn beginnen.“

„Was meinst Du damit?“

„Nun, ich wußte doch, daß ich in dem reichen Herrn Marquis de Lerma einen besonders guten Freund gewonnen hatte, der es gar nicht mit ansehen kann, wenn ein Bursche, wie ich, Hunger leidet.“

Der Marquis schlug wütend mit der Faust auf den Tisch, und wenn seine Blicke Dolche gewesen wären, so hätte er den Menschen getötet.

„Wie kommst Du überhaupt dazu, mich bei diesem Namen zu nennen?“ fuhr er auf. „Du hast mir wohl auf Schritt und Tritt nachspioniert?“

„Ich war so frei, gnädiger Herr,“ nickte der Verbrecher. „Sie hätten aber heute mittag nicht notwendig gehabt, mich derart brüsk zu behandeln, als ich Ihnen in der Straße begegnete. Der Fuchs weiß immer die nötige Vorsicht zu beobachten. Das Schneetreiben war so stark, daß uns niemand gesehen hätte. Weshalb versetzten Sie mir den Stoß vor die Brust? So etwas kann Ihnen übel zu stehen kommen! Sie verstehen mich schon?“

Der Marquis kochte innerlich vor Wut. Am liebsten hätte er den Burschen niedergeschlagen oder ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt. Er trug wie immer einen geladenen Revolver bei sich, allein er wagte es nicht, hier unten im Keller des Vater Noah einen Angriff zu unternehmen.

„Hüte Deine Zunge,“ drohte er, „ich gab Dir schon einmal den guten Rat. Wenn Du mir etwa durch Dein Spionieren im Hotel, wo ich wohne, oder sonstige Ungelegenheiten machst, so brauchst Du keinerlei Rücksicht zu erhoffen, denn ich knalle Dich beim ersten Anzeichen der Gefahr über den Haufen, wo ich Dich auch antreffe. Und jetzt will ich wissen, was Du von mir verlangst. Ich habe keine Lust, noch einmal hierherzukommen in diese verpestete Verbrecherhöhle!“

Der Strolch schlenkerte mit den Füßen in der Luft und schien sich sogar über die Wut des Marquis zu amüsieren.

„Ich habe Ihnen zugerufen, heute nacht bei Vater Noah, Herr Marquis,“ sagte er mit spöttischem Tone in der Stimme. „Daß Sie kommen würden, hoffte ich bestimmt.“

Der Weg ist Ihnen ja bekannt, denn als Sie mich für den bewußten Dienst anwarben, trafen wir uns ja da unten! Ich kann Ihnen übrigens gestehen, daß ich Sie von allem Anfang an nicht für einen der Unserigen hielt! Trotz ihrem schlechten Rocke und dem bemalten Gesicht fand ich des Pudels Kern heraus! Es ist nichts Seltenes, daß ein Vertreter der sogenannten feinen Gesellschaft sich maskiert und bei uns einen Burschen sucht, der für ihn sozusagen die Kastanien aus dem Feuer holt!“

„Diese Kastanien,“ fuhr der Marquis heftig fort, „bezahlte ich aber wenigstens anständig genug! was weiter?“

Der Strolch, welcher seines roten, struppigen Haares wegen den Spitznamen „Fuchs“ sowohl in der

Verbrecherwelt, als auch unter den Gehilfen des Pariser Polizei erhalten hatte, versetzte nach momentanem Zögern:

„Sehr einfach, Herr Marquis! Ich brauche Geld! Sie hätten sich den Gang hierher auf die leichteste Weise ersparen können, wenn Sie in der Straße oben etwas anständiger mir gegenüber gewesen wären. Der Fuchs weiß auch, was sich schickt, und wenn Sie mir auf irgend einem Postamt eine entsprechende Summe hinterlegt hätten, würden Sie, statt hier bei Vater Noah, in Ihrem Hotel sitzen können. Wir wollen rasch zu Ende kommen, denn ich verspüre Durst und Hunger. Vater Noah wird sich ohnedies schon wundern, daß er von uns noch nicht den Auftrag erhalten hat, eine Flasche Wein und einige Beigaben in das Zimmer zu schieben.“

Der Marquis erhob sich vom Stuhle und knöpfte seinen schmierigen Rock auf. Er holte schweigend aus einer Brieftasche einige Banknoten hervor und legte sie auf den Tisch.

Mit gierigen Augen verfolgte der Strolch jede Bewegung des Marquis.

„Das ist das letzte! Merke Dir's ein für alle Mal,“ versetzte de Lerma nun mit kurz abgestoßener Stimme, indem er die Brieftasche wieder schloß.

Mit rasehem Griff hatte sich der Fuchs der drei Banknoten bemächtigt, welche er sofort in der Tiefe seines Beinkleides verschwinden ließ.

Nun erhob er den Kopf und ein niederträchtiges Lächeln umspielte abermals seinen Mund.

„Ich habe gestern Nacht auch den Wächter des Totenhauses draußen an der Fähre von St. Louis getroffen. Der Kerl wird aufsässig und meint bei dem ungeheuren Aufsehen, das die Geschichte — Sie wissen schon, was ich meine — gemacht habe, dürfe für ihn auch noch etwas abfallen! Ich sagte ihm, daß er bereits sein Geld erhalten habe und den Mund halten solle. Da wurde mein alter Freund aber ver-teufelt giftig und ließ einige Andeutungen fallen, daß er zur Polizei gehen könne etc!“

Der Marquis erwiderte höhnisch:

„Er soll es doch riskieren! Sagtest Du ihm nicht, daß er dabei den eigenen Kopf aufs Spiel setzt?“

„Der Kerl ist dumm wie eine Bohnenstange und hat dabei einen harten Schädel wie ein amerikanischer Ochse! Da ist nicht viel zu machen. Es ist ein Glück, daß er wenigstens nicht weiß, für wen er die Leiche präparierte. Die Geschichte war kompliziert genug, im Grunde genommen, hat mein Freund nicht so ganz unrecht. Man sollte ihm noch ein paar Franks bewilligen.“

Der Marquis knirschte vor innerer Wut mit den Zähnen, öffnete aber doch nach kurzem Besinnen noch einmal seine Brieftasche und warf eine weitere Banknote auf den Tisch.

„Ihr seid die reinen Blutsauger! Stopfe dem Kerl damit den Mund! Wenn Du aber glaubst, diese Erpressungen fortsetzen zu können, so irrst Du Dich ganz gewaltig, denn ich werde wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen abreisen.“

„Wohin denn, wenn ich fragen darf?“

„Gehr Dich gar nichts an!“

Der Fuchs lächelte auf seine verletzende Weise.

„Sie haben doch nicht am Ende das Spiel, welches Sie so fein einfädelten, verloren?“

Der Marquis schnitt eine Miene, welche dem Strolch sagte, daß er so ziemlich das richtige getroffen habe.

„Kümmere Dich um meine Privatverhältnisse nicht, Bursche,“ warf der Marquis dann kurz hin. „Ich möchte aber, bevor ich gehe, doch noch einige Fragen beantwortet haben: Wie hat sich jenes Zusammentreffen mit dem Herzog in der Straße von St. Martin abgespielt? Da scheint mir manches nicht



ganz in Ordnung zu sein!“

„Wenn ich etwas in die Hand nehme, dann klappt es auch, Herr Marquis! Sie dürfen dessen versichert sein! Ist etwa nicht alles prompt besorgt worden, hat man nicht die Leiche des Herzogs in der Seine aufgefunden?“

Der Marquis sah finster vor sich nieder, um dann zu entgegnen:

„Die Dame, in deren Auftrag ich eigentlich handelte, scheint mir gegenüber nicht ganz offen gewesen zu sein, denn ich wußte anfangs nichts von der schwarzen Kassetten, welche sie in das Haus des Barons Brefont schickte. Hätte Sie mir gleich gesagt, was sie eigentlich mit dem Herzog vorhatte, ich hätte mich vielleicht von der Affaire ferngehalten. Jetzt ist es zu spät! Die Pariser Kriminalpolizei arbeitet mit ihren sämtlichen Agenten, um den Täter herauszufinden. Dabei beobachtet sie eine auffällige Vorsicht, so daß man selbst mit größter Mühe nichts näheres herausbringt. Weißt Du übrigens, daß die Dame, deren Namen Dir allerdings nicht bekannt ist, welche Du aber vielleicht in jenem Hause gesehen hast, tot in der Seine aufgefunden wurde?“

Der Fuchs spielte den Ueberraschten.

„Davon ist mir nichts bekannt, Herr Marquis,“ lautete seine Antwort. „Um wen handelte es sich denn da eigentlich?“

Der Marquis betrachtete argwöhnisch den Verbrecher von der Seite. Eine Stimme rief ihm zu:

Der Bursche verstellt sich nur und weiß ganz genau um den Namen der Toten, denn er scheint die letzte Zeit ausgiebig zur Spionage benutzt zu haben.

Der Marquis fand es aber doch für angebracht, dieses Thema nicht weiter zu verfolgen.

„Du kannst Dich ja bei der Kriminalpolizei um die näheren Umstände erkundigen,“ sagte er höhlich. „Am besten ist es jedoch, Du verschwindest mit dem Gelde, welches ich Dir heute gab, eine zeitlang aus Paris, bis über die ganze Geschichte Gras gewachsen ist. Ein gleiches werde auch ich tun.“

Wieder nickte der Fuchs.

„Ich will mir's überlegen!“

Der Marquis drückte den schlechten Hut fester auf den Kopf und schritt der Tür zu, welche er vorhin versperrte. Er lauschte, ob sich draußen auf dem Gange etwa ein Geräusch vernehmen ließ, denn der Argwohn schien ihn nicht verlassen zu wollen. Alles blieb jedoch still, und nun trat er rasch in den dunklen Flur hinaus.

Der Fuchs blieb bei dem Kerzenschein noch eine Weile sitzen und lächelte auf eigentümliche Weise.

„Der Narr! Er glaubt wirklich, ich wäre so dumm, im Dunklen zu tappen und das bloße Werkzeug eines hochgeborenen Verbrechers abzugeben! Ich weiß ganz genau, wie seine vornehme Auftraggeberin heißt! Ich weiß sogar noch mehr, was für den Herrn Marquis noch lange ein Geheimnis bleiben wird! Wenn er erst hinter die ganze Wahrheit kommt, wird es für ihn zu spät sein! Und daß die Gräfin Kovalsky in der Seine ertrank, aber auch wieso dies geschah, dies ist mir ebenfalls kein Geheimnis! Gehen Sie nur zu, mein wertgeschätzter Herr Marquis, wenn ich Sie wieder brauche, werde ich Sie auch finden! Inzwischen reicht das Geld für einige Zeit und diesmal will ich schon vorsichtiger sein, daß meine guten Freunde nichts in die Finger davon bekommen!“

Der Fuchs befand sich nun in bester Laune. Er zog die vorhin in die Tasche gesteckten Banknoten wieder hervor und betrachtete die einzelnen Blätter beim Kerzenlicht.

„Schöne Papierchens!“ nickte er zufrieden. „Ich wäre der größte Dummkopf, wenn ich wirklich eines davon dem Totenwächter geben würde. Wenn mir

der Kerl anfängt, aufsässig zu werden, gebe ich ihm bei Gelegenheit einen freundschaftlichen Stoß in den Rücken. Was kann ich dafür, wenn er dabei gerade am Ufer des Seinekanals steht und das Gleichgewicht verliert!“

Der Verbrecher, jedenfalls einer der gefährlichsten, welcher sich in Paris noch der Freiheit erfreute, stieß ein heiseres Lachen aus. Dabei verzerrte sich sein ohnedies häßliches Gesicht zu einer abstoßenden Grimasse. Er glättete die zerknüllten Banknoten und schob sie nun in die Westentasche. Dann wollte er auch den Raum verlassen, um vorn bei Vater Noah noch eine Flasche Wein zu trinken.

Als er sich der Tür näherte, stutzte er plötzlich. War das nicht ein Geräusch im Gange draußen? Sollte der Marquis etwa zurückkommen? Nach der Berechnung des Fuchs mußte derselbe doch schon eine geraume Weile das Kellerlokal verlassen haben, denn die Tür, welche in das Gastzimmer führte, fiel schon längst geräuschlos hinter dem Marquis zu.

Der Fuchs streckte die Hand unwillkürlich nach dem Licht aus, um es zu verlöschen. Wenn Gefahr im Verzuge war, entweicht man noch am ehesten in völliger Dunkelheit.

Da näherte sich wirklich ein schlüpfender Schritt dem Eingang der Kammer. Ein Griff, ein Zusammendrücken der Faust und das Kerzenlicht erstarb. Völlige Dunkelheit umgab den Fuchs. Er duckte sich in der einen Ecke etwas zusammen und suchte mit der rechten nach dem kurzen, dolchartigen Messer, das er immer bei sich trug. Dabei hielt er sogar den Atem an, um sich nicht durch das Keuchen seiner Brust zu verraten.

Eine Hand stieß die Tür auf.

Der Fuchs hörte es an dem Geräusch, welches dabei entstand. Er regte sich nicht, während ein zweiter Mann die Kammer betrat. Vielleicht war es Vater Noah!

Der Verbrecher schien aber alle Ursache zu haben, die äußerste Vorsicht walten zu lassen.

Der Gang war völlig dunkel, so daß von dort kein Lichtstrahl hereinfiel.

„Heda, wo steckst Du denn, Fuchs?“ ließ sich nun eine Stimme vernehmen, welche von Alkoholgenuß heiser geworden zu sein schien.

Der Verbrecher richtete sich im Dunkeln etwas empor. Es war also ein Bekannter von ihm, der ihn hier aufsuchte. Wahrscheinlich hatte Vater Noah denselben nach der Kammer geschickt. Der Fuchs erinnerte sich zwar nicht, diese Stimme schon gehört zu haben, aber sein Mißtrauen schwand.

„Hier bin ich!“ gab er zur Antwort. „Was zum Teufel willst Du von mir?“

Im gleichen Moment blitzte das Licht einer Blendlaterne auf, und der weiße, ungemein grelle Strahl traf den Fuchs.

Mit einem halberstickten Wutschrei taumelte er zurück und riß das Messer aus der Tasche. Ebenso schnell bekam er jedoch einen Stoß vor die Brust, der ihn in die hinterste Ecke der Kammer schleuderte.

Als er sich wieder erhob, um sich auf den noch unbekanntem Angreifer zu stürzen, sah er sich einem Strolche gegenüber, der womöglich noch zerlumpter gekleidet war, wie er selber. Das Sonderbare dabei war nur, der Mensch hielt in der Linken eine hellleuchtende Laterne, während er mit der Rechten einen Revolver auf den Fuchs richtete.

„Keine Bewegung — keinen Laut!“ ertönte die scharfe Aufforderung dieses Menschen.

Der Fuchs öffnete weit die Augen, denn er glaubte sich verhört zu haben. Die Stimme klang gänzlich

verschieden von derjenigen, welche noch vor wenigen Augenblicken an sein Ohr schlug.

„Was willst Du denn von mir?“ stieß er hervor, immer das Messer krampfhaft unklammernd.

„Du bist mein Gefangener, Pierre Gramont, genannt der Fuchs! Ich bin Dir seit einer Stunde gefolgt, um Dich nicht aus den Augen zu verlieren. Gib Dir keine Mühe mit dem Messer, denn bevor Du mir an den Leib kämest, hätte ich Dir den Arm oder vielleicht auch den Kopf zerschmettert! Kehre Dich nicht an mein Aussehen, vielleicht hast Du meinen eigentlichen Namen schon einmal unter Deinen Freunden vernommen! Das „Glasauge“ steht vor Dir!“

Der Name des unter den Verbrechern überaus gefürchteten Pariser Detektivs, dazu die Umstände, unter welchen derselbe dem Fuchs entgegentrat, übten eine fast lähmende Wirkung auf denselben aus.

„Das Messer fortgeworfen!“ erschallte noch einmal die kurze befehlende Stimme des Detektivs.

Da schüttelte der Verbrecher seine momentane Erstarrung ab und schnellte in die Höhe. Er wußte ganz genau, was ihm bevorstand, wenn man den Verhafteten nach der Polizei führte. Seine unheimlichen Blicke wanderten blitzschnell durch den Raum, dann machte er einen Sprung und gedachte den Detektiv zu unterlaufen. Er hatte sich aber doch verrechnet, denn bevor er das „Glasauge“ erreichte, krachte ein Schuß, und die mit dem Messer bewaffnete Hand sank blutig herunter. Die Waffe entfiel ihm und er taumelte gegen die Wand.

Das „Glasauge“ stieß mit dem Fuß die Tür hinter sich auf und rief halblaut in den Gang hinaus:

„Die Bestie wollte beißen, packt den Burschen und hinauf mit ihm!“

Zwei Männer, ebenfalls wie Strolche gekleidet, stürzten über die Schwelle, und nach kurzem Widerstreben war der Fuchs gefesselt. Beim Schein der Blendlaterne wurde ihm ein Notverband angelegt, und dann schleppte man ihn durch den Gang und das erleuchtete Kellerlokal.

Vater Noah stand mit trübem Gesicht hinter dem schmutzigen Buffet und kratzte sich hinter den Ohren. Er tat ungemehlig scheinheilig. Auf den Bänken des Kellers hockten auch jetzt noch eine Anzahl Verbrecher mit ihren Dirnen. Niemand bewegte sich jedoch vom Platze, als der Fuchs von zwei Mann durch den Raum geschleppt wurde. Es hatte dies seine guten Gründe, denn vorn an der Tür stand ein Polizeikommissar in Uniform, mit den Augen jeden einzelnen dieser tagscheuen Gesellen musternd.

Als der verhaftete Fuchs mit seiner Begleitung verschwunden war, trat der Kommissar an Vater Noah heran und sagte kurz:

„Ihr tut gut, über die Sache Schweigen zu bewahren, übrigens kommen wir diese Nacht nicht mehr zurück, folglich haben die anderen nichts zu befürchten!“

Nach diesen Worten verließ auch er den Kellerraum, und sofort veränderte sich die Miene Vater Noahs. Er stürzte hinter dem Buffet hervor, die Fäuste geballt und Verwünschungen dem Kommissar nachschickend. Dann rautte er sich förmlich die Haare über das Unglück, welches dem Fuchs gerade bei ihm begegnen mußte! Dabei wußte der alte Gauner ganz genau, daß er mit der Polizei Hand in Hand ging, wenn es galt, einen gefährlichen Verbrecher abzufangen, dem man einfach hier unten eine Falle stellte. Er hütete sich aber, seinen übrigen Gästen etwas davon zu verraten, denn in diesem Falle hätte ihn die Rache derselben getroffen.

Vor dem Keller Vater Noahs stand ein geschlos-

sener Polizeiwagen, der vorhin auf ein verabredetes Zeichen herangerollt kam. Ohne Zeitverlust wurde der Fuchs in denselben geschoben, die zwei als Strolche verkleideten Polizisten nahmen neben ihm Platz, und die Pferde zogen an.

Wir haben dieser Szene nur einige kleine Erläuterungen beizufügen:

Der zerlumpte Strolch, welchen wir anfangs beschrieben haben, war natürlich kein anderer als das „Glasauge“. Der Detektiv setzte sich, ohne von jemand als dem Wirt selbst erkannt zu werden, in eine Ecke am Ofen und wartete. Vor ihm hatte der Marquis de Lerma in seiner Verkleidung den Keller betreten, um bald darauf mit dem Fuchs zu verschwinden. Das „Glasauge“ wartete noch einige Minuten und benutzte dann einen Streit, welcher unter den Strolchen ausbrach, um unbemerkt aus dem Keller entweichen zu können. Er schlich sich durch den dunklen Gang, ohne das kleinste Geräusch zu machen, und drückte sein Ohr an die Tür jener Kammer, in welcher sich der Marquis und sein Werkzeug befanden. Da es die beiden nicht notwendig fanden, ihre Stimme zu dämpfen, so entging ihm fast kein Wort der ganzen Unterredung, und er wußte, was er tun hatte.

Den Marquis festzunehmen, daran dachte er zunächst nicht, denn derselbe wurde von einigen anderen Polizeiagenten so scharf bewacht, daß er ohnedies nicht entkommen konnte, sobald man es für gut fand, die Hand nach ihm auszustrecken.

Die Person des Fuchs war der Polizei weit wertvoller. Wenigstens für jetzt. Eine Verhaftung des Marquis de Lerma hätte den Fuchs gewarnt, und es gab im dunklen Paris Schlupfwinkel genug, um selbst dem schärfsten Polizeiauge zu entweichen. Eine Verhaftung beider Männer fand das „Glasauge“ nicht angebracht, denn er hatte sich in dieser Beziehung seinen eigenen Plan zurechtgelegt. Er ließ deshalb den Marquis ruhig gehen, während er sich selbst in eine Ecke des dunklen Ganges drückte, wo ihn der Marquis selbst dann nicht gesehen hätte, wenn er Licht machte. Aus dem Schall der Tritte erkannte der Detektiv leicht, daß sich nur der Marquis entfernte, der Fuchs jedoch zurückblieb, was ihm äußerst gelegen kam.

Nachdem der Marquis das Kellerlokal betreten hatte, um sich dort nicht länger aufzuhalten, näherte sich das „Glasauge“ vorsichtig dem Eingange der Kammer. Die Tür schloß unten nicht ganz genau, so daß ein dünner Lichtstreifen in den Gang hinausfiel. Wahrscheinlich entstand nun aber doch ein leises Geräusch, und der Fuchs, verlöschte das Licht. Es blieb daher dem Detektiv nichts übrig, als zu einer kleinen List seine Zuflucht zu nehmen. Er verstellte seine Stimme etwas, um den Ort herauszubekommen, wo sich der Verbrecher aufhielt.

Was nun geschah, weiß der Leser.

Der Marquis hatte in aller Eile den Keller Vater Noahs verlassen, nachdem er dem Wirt ein Goldstück hinter das Buffet warf. Er betrat die Straße oben, in welcher noch immer Schneefall herrschte, ohne etwas verdächtiges zu bemerken, denn die Polizeiagenten, welche bereits den Eingang zum Keller bewachten, hielten sich vorsichtig hinter vorspringenden Hausecken und in Türeinschnitten verborgen.

Der Polizeiwagen hielt in einem nahen Hofraume und entging auf diese Weise ebenfalls den Blicken des Marquis.

Derselbe trachtete danach, möglichst rasch aus diesem gefährlichen Viertel zu kommen, um das kleine Zimmer zu erreichen, welches er unter falschem Namen mietete und wo er seine Verkleidungen anlegte. Von dem Schuß und der blitzschnell erfolgten Verhaftung seines Komplizen bei dem dunklen Ver-

brechen erfuhr er somit nichts. Er wollte ernst mit sich zu Rate gehen, ob er nicht doch noch einen letzten Versuch wagen sollte, Leontine von Brefont für sich zu gewinnen. Der Baron war vielleicht nur zu überrascht gewesen, und es fand sich möglicherweise eine bessere Stunde, um ihn der Werbung des Marquis willfährig zu machen.

Um dieselbe Zeit, als sich Marquis de Lerma diesen Gedanken und Hoffnungen hingab, saß der Fuchs mit verbundener Hand auf einem Stuhle im Justizpalast.

Der Untersuchungsrichter hatte ihn noch in später Nachtstunde vorführen lassen, um womöglich die wichtigsten Angaben von Pierre Gramont, wie der Verbrecher in Wirklichkeit hieß, zu bekommen.

Man hatte sich jedoch einigermaßen verrechnet, denn der Verhaftete biß trotzig wie ein in die Ecke getriebenes wildes Tier die Zähne zusammen und verweigerte auf jede Frage die Antwort. Es blieb nichts übrig, als ihn nach der Gefangenzelle zurückzuschicken.

Das „Glasauge“ wohnte diesem ersten Versuch, ein Geständnis zu bekommen, bei und meinte auf die ärgerliche Miene des Untersuchungsrichters nur gelassen:

„Warten wir ein paar Tage, Herr Kommissar! Die Hauptsache ist, daß wir das Bürschchen in der Hand haben, und ich wette, der Fuchs wird noch so zahm wie selten einer.“

## VII.

Eines der vornehmsten Cafés in Marseille sah seit einigen Tagen einen neuen Gast, welcher stets um die gleiche Zeit erschien, sich an denselben kleinen Ecktisch setzte, und von dem bedienenden Kellner auch immer die nämlichen Zeitungen verlangte.

Es war ein Mann von vielleicht 50 Jahren, obwohl sich dies nicht recht feststellen ließ, denn das Gesicht des Gastes stimmte nicht recht zu dem stark ergrauten, sorgfältig frisierten Haar. Es war eine hohe, aber leicht gebeugte Gestalt in tadelloses Schwarz gekleidet. Der Rock wies altmodischen Schnitt auf, ebenso schien der Cylinder nicht gerade neuester Mode zu sein. Wer dieser Mann war, wußten die Kellner nicht zu sagen, obwohl sie ihn besonders zuvorkommend behandelten, da er immer ein reichliches Trinkgeld gab. Man kümmerte sich übrigens auch nicht um seine Privatverhältnisse und hielt ihn für einen früheren Offizier, einen zur Ruhe gesetzten Beamten oder dergleichen.

Auch diesen Nachmittag war der Caféhausgast wieder erschienen und schritt, den Oberkörper leicht vorn über gebeugt, durch die Reihen der übrigen Gäste. Er schenkte keinem derselben irgendwelche Aufmerksamkeit, sondern steuerte seinem Ziele, jenem kleinen Ecktische zu, welcher für ihn von dem Kellner reserviert gehalten wurde. Dort angelangt, nahm er etwas bedächtig den Cylinder vom Kopfe und ließ sich auch den Ueberrock abnehmen. Er zog darauf ein seidenes Foulard aus der Tasche, nahm die Brille, welche dunkle Gläser enthielt, herunter, und wischte sie ab. Dabei drehte er das Gesicht jedoch nach der Wand.

Der Kellner hatte sich sogleich entfernt, denn er wußte schon, was sein Stammgast trank. Eine Anzahl Zeitungen unter dem Arme, kehrte er nun wieder zurück und legte die Journale auf einen leeren Stuhl. Nachdem der Gast seinen Mokka erhalten hatte, überließ man ihn sich selbst, denn der alte Herr wollte absolut nicht gestört sein und wies auch etwaige Annäherungsversuche anderer Gäste schweigend zurück.

Er schlürfte bedächtig den dunklen Kaffee, dreh-

te langsam den Kopf und ließ hinter den Brillengläsern einen langen Blick über die Gäste des Cafés gleiten. Etwas wie Unruhe oder Mißtrauen schien in den Zügen seines Gesichtes zu liegen, dann aber zog er das erste Journal heran und begann zu lesen. Man konnte auch von einem der nächsten Tische aus bemerken, daß es der Pariser Figaro war, was zuerst an die Reihe kam.

Der unbekannt alte Herr hatte vorhin für einige Sekunden einen zweiten Gast betrachtet, der unweit von ihm, ganz allein an einem Tische, saß.

Der Mann, ganz wie ein Pariser Dandy gekleidet, rauchte seine russische Zigarrette und schien sich zu langweilen. Das schmale, nicht häßliche Gesicht mit den grauen, halb unter den müden Lidern verborgenen Augen, mit dem kleinen, modisch zugestützten Schnurrbärtchen und dem sorgfältig frisierten Scheitel, schien unserem Stammgaste unangenehm zu sein. Er wußte jedoch gewiß selber nicht weshalb und vertiefte sich nun in seine Zeitungen, ohne den Gecken eines weiteren Blickes zu würdigen. Das war dem anderen sehr angenehm, denn er konnte umso besser den alten Herrn beobachten.

Plötzlich schien eine Notiz das besondere Interesse des Stammgastes zu erwecken, denn er beugte sich tiefer über das Blatt und es zuckte ganz seltsam in seinem Gesicht.

Für einen Moment veränderte sich sein Gesicht und es war, als male sich Entsetzen und Verzweiflung in dieser Miene. Gleich darauf blickte der alte Herr jedoch durch das Lokal, als fürchte er, von jemand beobachtet zu werden. Auch diesmal streiften seine Augen den unweit sitzenden einzelnen Gast und blieben etwas länger an demselben haften.

Der Pariser Dandy brannte sich soeben eine neue Zigarette an und schien sich nicht im geringsten um den alten Herrn zu kümmern. Derselbe beruhigte sich wieder und las weiter. Kaum hatte er sich in die Lektüre vertieft, so suchten ihn wieder die Augen des Parisers. Die Notiz war etwas lang und nahm die Aufmerksamkeit des Stammgastes so in Anspruch, daß er von neuem sich nicht mehr um die übrigen Insassen des Cafés kümmerte. Er schob den Figaro zur Seite und nahm ein anderes Journal. Hastig blätterte er in demselben, bis er eine bestimmte Rubrik fand. Auch diesmal, warum dieses Zusammensucken! Es hatte sogar den Anschein, als habe ein leichtes Zittern die Hand befallen, mit welcher der alte Herr das Blatt hielt. Ein drittes und viertes Blatt kam an die Reihe.

Den Kaffee hatte der Stammgast vollständig vergessen, und derselbe war kalt geworden. Nun legte er das letzte Blatt fort und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Gern hätte der Pariser Geck den Eindruck seiner Augen beobachtet, was ihm mit Hilfe eines gegenüberliegenden Spiegels auch leicht geworden wäre, aber die dunkle Brille verdeckte alles. Das Gesicht des alten Herrn hatte seine Farbe verändert und war bleicher geworden, als früher. Etwas hastig erhob er sich, und für einen Moment stand er aufrecht am Tische, während er sonst immer leicht gebückt einherschritt.

Der Kellner eilte herbei und half dem alten Herrn beim Ankleiden. Sonst brach derselbe nicht so eilig auf, aber heute mußte ihn eine Notiz in der Zeitung erregt haben. Er warf ein Geldstück auf den Tisch, preßte die Lippen auf einander, um nichts sprechen zu müssen und schritt hastig aus dem Café. Er mußte dabei dicht an dem Tische vorüber, welchen der Pariser Dandy einnahm. Der alte Herr schenkte aber auch jetzt keinem der Gäste einen Blick, sondern war nur bestrebt, eiligst das Freie zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

## Diverse Nachrichten

Wie die Frau zum Hute kam. Es ist ein schwieriges, heute noch ungelöstes Problem, wie der Mensch zur Kopfbedeckung gekommen ist. In der Tat weiß man nicht, wann zuerst der Mensch, und insbesondere die Frau den Hut getragen hat. Eine höchst originelle Entstehungsgeschichte des Frauenhutes gab Fräulein Marcelle Lender in einer Conferenee in Paris. Sie erzählte dort folgende reizende Legende: Es war vor vielen, vielen Jahren — zwölf Jahrhunderte mögen seitdem verflossen sein — als einige europäische Seeleute an der afrikanischen Küste landeten. Es war eine unwirtliche, nie zuvor von einem Weißen betretene Gegend, wo die Wilden noch in friedfertiger Ursprünglichkeit hausten. Die Reisenden kamen gerade an einem Festtage an. Die Eingeborenen führten Freudentänze um große, hoch aufblackernde Feuer aus. Es war eitel Lust und Wonne. Die Tänzer waren völlig naekt. Nur um die Lenden trugen sie einen Blätterschurz, der mit Blumen geziert war. Die Seeleute brachten mit sich die Segnungen der Zivilisation. Und sie zögerten nicht, die Wilden dieser Segnungen teilhaftig werden zu lassen. Mit dem Erfolge, daß in kurzer Zeit kein Wilder mehr tanzte. Alle lagen tot am Boden. Als Andenken an ihre Heldentat nahmen die Seeleute den Wilden ihren einzigen Schmuck, den Lendenschurz, den sie im Triumph bei der Rückkehr ihren Weibern und Kindern mitbrachten. Mit dem angeborenen Schmucksinn hatten die Weiber bald heraus, daß der Lendenschurz der Wilden einen hübschen Kopfschmuck darstellen würde. Eine begann damit. Sie erregte Aufsehen, Bewunderung, Neid. Am Abend trugen schon alle, deren Männer mit ausgezogen waren, den Lendenschurz auf dem Kopfe. Die anderen aber gingen eilends in Wald und Flur und banden sich selbst Blätter und Kränze. So geschah es, daß die Frauen zum Hute kamen.

Die Modehandtasche für Männer. Die heutige Herrenmode schreibt eine strenge Betonung der Taille vor. Die Herrenkleidung soll sitzen wie ein „Trikot“, so drückte sich einer der Modegewaltigen unlängst aus. Kein Wunder, daß hierbei für Taschen überhaupt kein „Raum“ ist; denn Taschen, besonders wenn sie gefüllt sind, „tragen auf.“ Wo aber soll der Herr fortan die unergründlichen und unzähligen Kleinigkeiten tragen, die er in seine Taschen zu vergraben gewohnt ist! Die Herrenhandtasche lag also ziemlich nahe. Chikago hat sie zuerst gesehen. Sie ist nicht allzugroß, vorläufig auch noch nicht sehr prunkhaft; aber aus Kleinem wird manchmal Großes.

Der Selbstmord der Geisha. Tokios Geishas weinen und klagen; der von Blumenduft durchströmte Stadtteil, in dem sie wohnen, ist nicht wie sonst von fröhlichem Lärm und neckischem Gezwitzschall erfüllt, sondern liegt verödet und wie in Trauer gehüllt da. Masajo, die vom Volke und von ihren eigenen Lustgefährtinnen als das schönste und klügste aller Teemädchen des Reiches der aufgehenden Sonne gepriesen wurde, hat sich in ihrer Sünden Maienblüte wegen eines unheilbaren Liebes Schmerzes das Leben genommen. Von dem Schauspieler Matagiuro, dem sie in heißer Liebe und echter Leidenschaft zugetan war, schnöde verlassen, hat sie nicht, wie es liebeskranke Geishas wohl sonst zu tun pflegen, ihr Leben in Zerstreuungen anderer Art verzetteln wollen, sondern kurz entschlossen dem großen Jammer ein Ende gemacht. Früher hätte eine verzweifelte und dem Selbstmord geweihte Geisha irgend einen geheimnisvollen, aus Pflanzensäften und Menschenknochenmehl zusam-

mengerührten, durch die Beschwörungsformeln einer Zauberin noch wirksamer gemachten Trank gebraut, um sich den Tod zu geben. Die kleinen Japanerinnen von heute aber haben sich auch auf dem Gebiete des Selbstmordes modernisiert: sie kennen die Systeme und Methoden, die man im Westen anwendet, wenn man sich auf die große Reise begeben will. Die schöne Masajo kaufte denn auch, als sie freiwillig aus dieser Zeitlichkeit zu scheiden beschloß, eine tüchtige Dosis Zyankali. Bevor sie den tödlichen Trank hinunterstürzte, schrieb sie an den untreuen Schauspieler einen Brief nach dem Muster der Abschiedsbriefe lebensmüder Grisetten: „Ohne Deine Liebe kann ich nicht leben, ich töte mich daher. Bevor ich sterbe, möchte ich Dich noch einmal, zum letztenmal, sehen und Dir noch einmal sagen, wie sehr ich Dich liebe und daß ich Dir verzeihe.“ Matagiuro eilte, kaum daß er diesen Brief erhalten hatte, zu der Geisha, in der Hoffnung, die Tragödie verhindern zu können. Er fand die schöne Masajo als Leiche auf ihrem mit Glycerinen geschmückten Bette. Die schöne Japanerin wußte zwar, daß Zyankali Gift sei, aber nicht, daß es sofort wirke und nicht mehr Zeit zu langen Abschiedsreden lasse. Die Nachricht von dem Tode der armen Masajo erschütterte eine andere Geisha derart, daß auch sie der Versuchung, sich das Leben zu nehmen, nicht widerstehen konnte. Man hat die beiden Mädchen in mit Seide und Gold geschmückten Särgen zusammen zum Friedhof getragen und die frischen Gräber mit vielen Blumen bestreut . . .

Wo die Dame die Uhr trägt. Arme Damenuhr, wieviel hast du zu erdulden! Seit langem ist im Rahmen der Frauentoilette kein Platz mehr für dich, und wenn du ein Oertchen zum Ruhen gefunden zu haben meinst, wirst du wieder vertrieben. Einst, da trugen dich die Damen an einer eleganten Goldkette unter der Taille verborgen; da ruhest du sanft und weich. Dann trug man dich sichtbar und stolz an einem Band um den Hals und dann an einer Schleife auf der Brust wie einen Orden. Doch in welche Nöte geriet die Dame, wenn sie wissen wollte, wie spät es sei! Wie mußte sie den Hals verdrehen und die Augen niederschlagen, um das Zifferblatt zu erspähen; das einfachste war, einen gefälligen Nachbar zu bitten, dieses Geschäft zu übernehmen. Da wollte man denn praktisch und modern sein, man trug die Uhr am Gelenk in einem Armband aus Leder oder an einem Goldreif. Aber das war wieder nicht schön, gar nicht weiblich, gar nicht anmutig. Die neueste Mode ist nun auf die Lösung verfallen, daß die Dame ihre Uhr auf dem Schuh trägt. Das ist originell, und Frauen mit guten Augen werden sich durch einen diskreten Blick zu Boden leicht davon überzeugen können, was die Stunde geschlagen. Aber für die Kurzsichtigen ist dieser Platz noch schlimmer, als der am Halse, und so wird es denn gewiß für die arme Damenuhr bald wieder heißen: „Uhrlein, Uhrlein, du mußt wandern . . .“

Der bestechliche Automat. Wer möchte wohl glauben, daß es so etwas gibt? Einen „bestechlichen“ Automaten? Einen Mechanismus also, der seine Gegenleistung nach der Höhe des eingeworfenen Geldbetrages reguliert! — Und doch — er existiert. Und steht am Eingange eines in blanker Sauberkeit durch die Blätter der Kastanienbäume durchschimmernden Gasthauses in der Umgebung Münchens. Vor kurzem erst, so erzählt ein Korrespondent aus der Isarstadt, habe ich diese Entdeckung gemacht, als ich nach sonnenheißer Fußreise besagten Wirtshausgarten betrat oder vielmehr betreten wollte. Denn dieser den Eingang flankierende Automat — ein Liebesorakel, das eine auf drehba-

rer Achse schaukelnde Göttin spendet — lenkte herrisch meine Aufmerksamkeit auf sich. Freilich war es weniger der Apparat an sich, noch auch die Aussicht, mir den Tag durch ein liebliches Orakel verschönern zu lassen, was mich fesselte, es war vielmehr die über dem Spalt angebrachte Aufschrift: Einwurf 1, 2, oder 5 Pfennige, die mein Mißtrauen erweckte; ein Mißtrauen, das, wie die Tat lehrte, denn auch wirklich nicht unbegründet war. Eben sprang der eingeworfene „Einring“ mit metallischem Klang in den Kasten, als sich auch schon die Glücksgöttin zu drehen begann und schließlich ihren Pfeil auf folgender Auskunft ruhen ließ: „Rede nicht so viel, sonst giltst du für einen eiteln Schwätzer!“ Nanu? Bekannte und Freunde beklagen sich immer über meine Einsilbigkeit! Das mit dem Schwätzer stimmte also auf keinen Fall. Ich versuchte es mit doppelter Gebühr. Man mag sich mein Erstaunen denken, als die drehbare Prophetin nun erheblich freundlicher wurde und mir manehle Glücksbegünstigung vonseiten der holden Damenwelt verhieß. Sehr erstaunt war ich, als sie mir nach Einwurf eines Fünfpfennigstückes die Ehre antat, mir zu verkünden, daß ich auf dem besten Wege sei, etwas wahrhaft Großes zu werden. War's ein Zufall, daß die launische Dame des Glücks ihre anfänglich wenig schmeichelhafte Meinung über mich im Verlaufe der pekuniären Aufbesserungsversuche also glanzvoll abschließend revidierte, oder beruhte diese Tatsache auf einer im Mechanismus des Apparats begründeten Vorsehung? Jedenfalls wagte ich nicht, meine Untersuchungen zu wiederholen, denn ich fühlte eine gewisse Beruhigung in mir darüber, daß mein anfängliches Mißtrauen nicht enttäuscht wurde, freilich auch ein unbewußtes Gefühl beschämter Trauer, daß die glückverheißende Seherin nur dazu da sei, Neugierige durch plumpe Bestechlichkeit auf den Leim zu locken . . .

Amerikas Meisterdetektiv. Ueber den amerikanischen Meisterdetektiv Joe Burns, der in London weilt, veröffentlicht O. T. Schweriner folgende interessante Mitteilungen: Burns ist zweifellos der geschickteste Detektiv Amerikas, und die Geschichten, die man sich von ihm erzählt, grenzen an das Legendenhafte. Gleich Conan Doyle (Sherlock Holmes) hat er seine Methode. Er ist davon überzeugt, daß selbst der gerissenste Verbrecher eine Spur hinterläßt. Sobald der Verbrecher dann weiß, daß diese entdeckt ist, ist er plötzlich wie hypnotisiert, wie das Kaninchen, wenn es die Schlange erblickt, und verrät sich schließlich selbst. Schon dieser Standpunkt bringt es mit sich, daß Burns anders arbeitet als seine Kollegen. So läßt er zum Beispiel von der Presse helfen und veröffentlicht, sobald er eine Spur gefunden hat, diese Tatsache sofort, anstatt wie die anderen sie ängstlich geheimzuhalten. Den untersetzten, starken Mann mit den Augengläsern würde man für alles andere als einen Detektiv halten und doch ist er seit 25 Jahren der Schrecken der Verbrecherwelt Amerikas. Es sei an die Fälle erinnert, die auch in Europa noch im Gedächtnis aller haften dürften. Burns war es, der den Rosenthal-Mord in New York aufdeckte, der dann den größten Polizeiskandal zur Folge hatte, den selbst Amerika je gesehen. Burns war es auch, der die Brüder MacNamara, die das Gebäude der Times in Los Angeles in die Luft gesprengt hatten, zur Strecke brachte. Bis vor vier Jahren war Burns Chef des geheimen Dienstes. Dann machte er sich selbständig. Er unterhält 1400 Agenten in allen Teilen der Welt. Sein Glaubensbekenntnis faßt er in folgende Sätze zusammen: Der moderne Verbrecher muß nach moderner Methode verfolgt werden. Die

alten Methoden sind wertlos. Ich bin Anhänger des Spezialsystems. Meine Agenten haben fast alle Universitätsbildung. Unter ihnen befinden sich Aerzte, Chemiker, Architekten, Rechtsanwälte, Juweliere und Buchhalter. Sie werden nur in Fällen herbeigezogen, die in ihr Fach einschlagen. Nur so kann der Detektiv von heute mit Erfolg arbeiten. Die Tage des Spitzels sind vorüber. Der Detektiv muß Situationen gestalten, die der Verbrecher, der natürlich immer ängstlich oder selbstbewußt ist, für echt hält. Früher oder später verrät er sich doch. Bekannt ist wohl der Trick durch den Burns die Brüder MacNamara überführte. Er drang in Abwesenheit der Brüder in ihr Büro ein und brachte unter dem Schreibtisch ein sehr kleines, aber starkes Telephon, seine eigene Erfindung, die er Dektephon nennt, an. Ein feiner Draht führte nach außen, und dort saß ein Stenograph und schrieb jedes Wort, das die Brüder miteinander sprachen, nach. Ihre Schuld wurde auf diese Weise klar erwiesen. Interessant ist auch der Fall, der Burns nach London brachte. In einem Kriminalroman könnte man ihm unter dem Titel „Der Mann mit den hohen Absätzen“ behandeln. Eine Schwindelfirma, die viele Banken in Amerika geschädigt hatte, verschwand plötzlich. Der Fall wurde Burns übertragen. Es schien keine Spur vorhanden, bis der Detektiv herausbekam, daß der Sohn des Seniors der Familie Philipp Stiefel mit hohen Absätzen trug. Nach Stiefeln mit hohen Absätzen wurde also gefahndet, von New York nach Washington, nach den verschiedenen Seehäfen, bis nach Europa wurden die Absätze verfolgt. Von Alabama ging es nach New Orleans und richtig, da das Schiff den dortigen Hafen verlassen wollte, wurde Philipp verhaftet. Es folgte dann die Verhaftung der ganzen Bande bestehend aus Antonio Musica, vier Söhnen und zwei Töchtern wegen Schwindeleien in Höhe von 4 Millionen. Eine Million wurde bei den Schwindlern gefunden. Das war vor etwa drei Wochen. Philipp, dessen hohe Stiefelabsätze das Verderben seiner Familie wurden, hat ein volles Geständnis abgelegt, wodurch verschiedene Leute in Paris und Neapel belastet wurden.

## Für Küche und Haus.

Fleischpudding von Bratenresten. 460 bis 500 Gramm Bratenreste mit 125 Gr. Rindermark und drei hartgekochten Eiern zerhackt und breifin gestoßen. 120 Gr. Butter zu Sahne gerührt, 5 Eidotter hineingeschlagen, 3 Löffel geriebenes Weißbrot, Salz, 1 Messerspitze geriebene Muskatnuß, ebensoviel weißen Pfeffer und löffelweise die Fleischmasse immer tüchtig nach einer Seite rührend, zugefügt, zuletzt den Schnee der 5 Eidotter untergehoben. Eine Puddingform ausgebuttert, mit Semmelmehl ausgestreut, mit grünen Petersilienblättern zierlich belegt, die Masse hineingefüllt und eine Stunde im Wasserbad im Ofen gebacken.

Tomaten-Nudeln. Die Nudeln werden fast weich gekoeht, abgessen und auf einem Sieb abgetropft. Sechs bis acht schöne Tomaten werden gebrüht, geschält, zerschnitten und zu Brei gestampft. Nun gibt man den Tomatenbrei zu den Nudeln, fügt noch etwas zerlassene Butter, wenn man will, auch etwas Zucker dazu und schwenkt alles schön über dem Feuer durch.

Rindfleisch-Rouladen. Von dem saftigen Hinterstück einer Keule schneidet man dünne Scheiben, klopft und salzt sie und bestreicht sie mit folgender Fülle: 1/2 Pfund Schweine- oder Kalbfleisch wurden mit 1/4 Pfund Speck durch die Maschine getrieben, 2 Unzen Butter werden schaumig gerührt,

2 Eier,  $\frac{1}{4}$  Pfund Semmelmehl, das Fleisch einer feingeschnittenen Zwiebel, Pfeffer und Salz gut zusammengemischt. Mit dieser Fülle werden die Fleischscheiben bestrichen, aufgerollt und mit Bindfaden gebunden. Dann werden die Rouladen in Butter oder Fett braun angebraten, mit Mehl überstreut, Fleischbrühe und Weißwein zugegossen, etwa 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Stunden bei gut geschlossenem Geschirr weich geschmort und mit der erhaltenen Sauce übergossen zu Tisch gegeben.

**Schweine-Koteletten in weißer Sauce.** Man schneidet die Koteletten in diesem Falle etwas dicker als gewöhnlich — etwa 1 Zoll dick —, taucht sie in kochendes Wasser, wendet sie noch naß in Mehl, taucht sie in Brotkrumen, dann wieder in Ei, und nochmals in Krumen, streut Salz und Pfeffer darüber, legt sie in eine Bratpfanne, die einen gut schließenden Deckel hat, legt auf jedes Kotelett 1 kleinen Löffel Butter, deckt die Pfanne fest zu und stellt sie in den Backofen, wo die Koteletts wenigstens 1 Stunde backen müssen. Sie sollten schön braun sein. Unterdessen kocht man 2 Tassen Milch, gibt 1 großen Teelöffel Butter hinzu, in den man 1 Teelöffel Mehl eingerieben hat, kocht die Sauce auf, fügt 2 Eßlöffel feingehackte Petersilie hinzu und wenn gewünscht, eine Prise Muskatnuß, und gibt diese Sauce über die auf einer Platte angerichteten Koteletten. Man gibt dies Gericht sofort zu Tisch, da die braune Kruste auf dem Fleisch sonst zu weich wird.

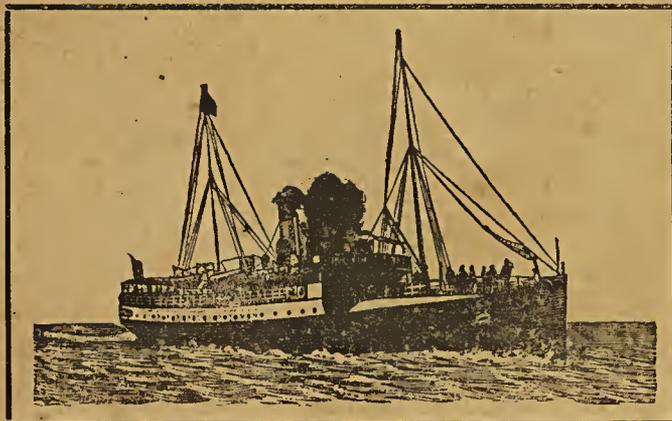
**Fleischsalat.** Man schneidet gleiche Teile gekochtes Rindfleisch und gekochten Schinken in feine Streifen oder Würfel und mischt eine halbe in sehr feine Stückchen geschnittene Zwiebel dazu. Aus feinem Oel, mildem Essig, etwas Pfeffer, Salz, saurer Sahne, Senf und Zucker wird eine glatte Sauce gerührt, die abgeschmeckt und mit fein gehackter Petersilie gewürzt wird. Mit dieser Sauce mischt man

den Salat, garniert ihn mit roten Rüben und Eier vierteln und reicht Bratkartoffeln dazu.

**Gewickelte Kalbsbrust.** Eine Kalbsbrust wird rein gewaschen, die Rippen und auch die Knochen ausgelöst und eingesalzen. Dann nimmt man in dünne Scheiben geschnittenen Speck, belegt die Brust innen damit, rollt sie fest zusammen, bindet sie und läßt sie zwei Stunden liegen, wonach sie mit etwas Fleischbrühe und unter öfterem Bestreichen mit Butter gebraten wird. Die Brust wird in dünne Scheiben geschnitten und die Sauce darüber gegossen.

**Deutsche Beefsteaks.** Ein Pfund feingeschabtes Rindfleisch wird mit einem in Wasser geweichten und gut ausgedrückten Weißbröthen, wozu mit 1 bis 2 Eiern, etwas geriebener Zwiebel und Salz, gut vermischt, runde, flache Bröthen, die mit dem Messer platt gedrückt werden, geformt und Buttergebraten.

**Hammelfleisch mit Rüben.** Man schneidet oder hackt ein Stück Hammelfleisch (dicke Rippe) in Stücke, wüllt sie in schwach gesalzener, siedendem Wasser ab, kühlt sie mit frischem Wasser, läßt sie abtropfen, bestäubt sie mit Mehl und legt sie in eine Kasserolle mit siedender Butter, in der man sie etwas andünsten und gelblich werden läßt. Darauf gießt man kochendes Wasser dazu und läßt das Fleisch langsam weich dämpfen. Die geputzten, in warmem Wasser gewaschenen weißen oder roten Rüben hat man in wenig Wasser nebst Butter oder Fett langsam halbweich gekocht, gibt sie zu dem Fleisch, aber so, daß die Brühe nicht zu stark wird, läßt alles zusammen und vollends gar werden, schmeckt ab und verkocht die Sauce mit etwas in Butter braun geröstetem Mehl.



## die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft

bietet den Zwischendeckpassagieren die beste und schnellste Gelegenheit, zu reisen, mit den Dampfern über Mittel-Brasilien.

### Regelmässige Abfahrten 2 mal wöchentlich.

Alle Dampfer haben Telegraphie ohne Draht an Bord zur Verfügung der Passagiere.

Die Dampfer dieser Gesellschaft sind mit den modernsten Einrichtungen versehen und bieten deshalb den Passagieren 1. und 3. Klasse den denkbar grössten Komfort. — Portugiesischen Koch und Aufwärter an Bord. Bei sämtlichen Klassen ist der Tischwein im Fahrpreis mit eingeschlossen bis Portugal.

Auf jedem Dampfer ist ein staatlich anerkannter Arzt angestellt. An Bord erkrankte Reisende werden unentgeltlich behandelt und verpflegt.

**Auch können Kolonisten, welche Bekannte oder Verwandte von Europa kommen lassen wollen, durch die Agenten eine Passage-Anweisung kaufen.**

Wegen Fraechten, Passagen und sonstigen Informationen wende man sich an die Agenten

**E. JOHNSTON & Co., LTD.** —

Rua Frei Caspar No 12, (Sobrado), SANTOS  
Rua Alvares Penteado 21, (Sobrado), S. PAULO

